Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung[1]). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeiten seiner selbst entdeckte, sie aus sich herausstellte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *Διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

[1]) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichten seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Aus »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit« von Theodor Haecker (Verlag von J. F. Schreiber, München 1913).

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung[1]). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeite seiner selbst entdeckte, sie aus sich herausstellte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

[1]) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichter seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Die Auffassung, die in diesen schönen Worten enthalten ist, könnte natürlich nur von Idioten mit der Annahme gestützt werden, daß Kraus Kierkegaard kennt, oder wenn sie jemand glaubt, zur Tatsache konstatiert werden, daß er von ihm keine Zeile gelesen hat.

Notizen 1.

Aus »Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit« von Theodor Haecker (Verlag von J. F. Schreiber, München 1913):

Von Dostojewski habe ich schon geredet. Aber sie alle sind ja tot. Will einer heute in einer Literatur von unermeßlichem Umfang nach den, wenn auch unbewußten, Beziehungen zum Werke Kierkegaards suchen, so könnte er fast verzweifeln. Wohl kann einer ja im Verborgenen ein Leben des Geistes führen und ihm unendlich viel näher kommen, als die allermeisten, die heute schreiben und die im Grund nur zwei Möglichkeiten hätten, ihre Ehrfurcht vor ihm zu beweisen: Schweigen und Selbstverachtung*). Ein Name jedoch fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus. Er wirkt wie einer der produzierenden subjektiven Denker, die Kierkegaard als Möglichkeite seiner selbst entdeckte, sie aus sich heraussteilte, ihnen Namen gab, und sie produzieren hieß. Denn ihm allein gelang ja das Unheimliche, was noch nie einem Dichter gelungen war, verschiedenen produzierenden Genies ihre Köpfe und ihre Herzen zu geben und sie unsterbliche Werke schaffen zu lassen. Manche Aufsätze der Fackel sind wie Fortsetzungen der Abhandlungen des Constantin Constantius über die Posse und den komischen Schauspieler. Manche andere Sätze könnten in den Reden der Erotiker des Gastmahls »in vino veritas« stehen, manche seiner Aphorismen sind wie Variationen der *διαψάλματα* oder der Sätze des Frater Taciturnus über die Lust des Denkens und das Wunder der Sprache. Aber Karl Kraus ist ja wirklich und setzt seine Existenz für sein Wirken ein, so steht er in lebendigem Zusammenhange mit einem lebendigen Teil des lebendigen Ganzen, das Kierkegaard heißt. Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Öffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen, oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren.

*) Einer der Pseudonyme Kierkegaards meinte, die Dichter seiner Zeit seien der beste Beweis für die Unsterblichkeit, denn, wenn die unsterblich sind, dann sind es alle. Heute muß man sagen: nie scheinen Menschen so fest an den nahen Untergang der Welt geglaubt zu haben, wie heute die Mehrzahl unserer Literaten. Denn wenn sie die leiseste Hoffnung hätten, es könnte eine Zukunft geben, die in ihre Bücher einmal hineinsieht, dann müßte sie doch die Aussicht auf eine so totale Blamage zum Selbstmord treiben.

Die Auffassung, die in diesen schönen Worten enthalten ist, wird von Idioten entweder mit der Annahme gestützt werden, daß Kraus Kierkegaard kennt, oder durch die Tatsache entkräftet werden, daß er von ihm keine Zeile gelesen hat.

* (1 Bem)

In dieser Schrift steht auch der gute Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden.

Dieser Satz hat Herrn Blei gegen das Buch aufgebracht. Er nimmt bei dieser Gelegenheit gleich auch das Recht auf Kierkegaard für sich in Anspruch und räumt dem Verfasser nur ein, gute Einzelheiten vorbringe, daß er »eine vortreffliche Erudition besitzt« — man sieht, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — und »auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge« — wir sind am Anfang des zwanzigsten — »und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen . . . .«:

. . . . vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte: zu alle dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.

Ei, Blei! Aber das ist ja einerlei. Ich muß doch die Antwort Haeckers aus dem ‚Brenner' zitieren, denn sie zeigt ja daß es in der deutschen Literatur noch manchmal männlich zugeht.

Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . .

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn, daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »Entweder — Oder«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des ‚Amethyst', so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur zwei Lebenden, die beide, wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. F. Blei, woraus ich schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Litfaß

kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß Jakob Wassermann nachdem er das »Tagebuch des Verführers« gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die »Masken Erwin Reiners« schrieb, oder daß Heinrich Lilienlein die Indenads-Lectie »Periander« in »Schuldig — nicht schuldig«, also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama »Der Tyrann« machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, »in denen Kierkegaard existent ist«.

2.

In dieser Schrift steht auch der gute Satz:

Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden.

Dieser Satz hat Herrn Blei mit Recht gegen das Buch aufgebracht. Er nimmt bei der Gelegenheit gleich auch das Recht auf Kierkegaard für sich in Anspruch und räumt dem Verfasser, mit dem er im Hauptthema nicht einverstanden ist, höchstens ~~nur~~, daß Hein er gute Einzelheiten vorbringe, daß er »eine vortreffliche Erudition besitzt« — man sieht, wir sind am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — und »auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge« — wir sind am Anfang des zwanzigsten — »und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen . . . .«:

. . . . vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte. zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser.

Ei, Blei! Aber das ist ja einerlei; ich muß trotzdem die Antwort Haeckers aus dem ‚Brenner' zitieren, denn sie zeigt, daß es in der deutschen Literatur noch manchmal männlich zugeht:

. . . . Die paar zitierten Sätze sind nun alles, was F. Blei zum Hauptthema zu bemerken hat. Dagegen schreibt er ein paar Dutzend Sätze über ein Nebenthema: über sich selber. Ich kann ihm auch dorthin folgen, ohne Sorge, daß ich mein Hauptthema aus den Augen verlieren könnte, das ich ja doch beständig in mente habe.

»Für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige diese allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist . . . .«

Ich habe mich schon manchmal besonnen, was Schriftsteller wie F. Blei eigentlich wollen. Unmittelbare Dichter sind sie nicht und den entschiedenen Kampf für Geist und Wahrheit führen sie auch nicht, das hatte ich bald heraus. So schien es denn. daß sie für die geistreichsten und klügsten Leute gelten wollten. Das stimmt nun aber auch nicht. Wenn es nämlich, wie ich doch annehmen muß, nicht christlicher Selbsthaß ist, der F. Blei dazu bewegt, seinem Gegner die stärkste Waffe selber in die Hand zu spielen, nein, wenn es im Gegenteil ahnungslos geschieht und sogar im Glauben, er verteidige sich — ist das dann ein Zeichen besonderer Klugheit? Könnte ich einen stärkeren Einwand gegen F. Blei vorbringen als sein eigenes Geständnis, daß er Kierkegaard schon seit 23 Jahren kenne? Man denke nur, schon seit 23 Jahren ist F. Blei »von den Idealen verwundet«, schon 23 Jahre lang braust in seinem Herzen der Schlachtruf: »Entweder — Oder«; aber plaudernd zähmt schon sein Mund wieder die widerspenstigen Glieder der Disjunktion und kopuliert sie so halb und halb zum verträglichsten Ehepaar dieser Welt: Sowohl, als auch; sowohl Kierkegaard, als auch Maurice Barrès, sowohl Karl Kraus als auch — er selber. Weil ein Geständnis das andere wert ist, will auch ich mit einem aufwarten. Ich gestehe, geahnt zu haben, daß wenn nicht der Herausgeber des »Amethyst«, so doch der Verfasser des »Heliogabalus« schon geraume Zeit vor mir Kierkegaard gekannt hat. Schon lange hegte ich den jetzt zur Gewißheit gewordenen Verdacht, daß Kierkegaards ganze Wirkung auf F. Blei's literarisches Tun und Lassen nur die verkehrte gewesen war, daß F. Blei tat, was er hätte lassen sollen. Aber gerade das geht diesen Talenten am allerschwersten in den Kopf, daß für sie das Lassen viel wichtiger und ersprießlicher wäre als das Tun, das ihre besseren Möglichkeiten immer von neuem verschüttet. Würden sie mit der Kraft, die sie zur Herstellung eines Feuilletons aufwenden, ihre Scham vertiefen, daß ihnen nichts Besseres einfällt, wer weiß, vielleicht fiele ihnen Besseres ein! Ich suchte nach den lebendigen Spuren Kierkegaards in dem geistigen Geschehen unserer Tage und fand sie nur bei zwei Lebenden, die beide wahrscheinlich — ich weiß es nicht — niemals ein Wort von Kierkegaard gelesen haben: Bei Karl Kraus und teilweise bei Gerhart Hauptmann. Ich fand sie nicht bei F. Blei, woraus er schloß, daß ich ihn nicht kenne. Ein Trugschluß, er identifiziert Prämissen, die himmelweit von einander verschieden sind. Ich suchte nach den lebendigen Spuren, nicht nach den literarischen. Hätte ich dieses letzte gewollt, was wäre nicht alles zu suchen und zu sagen gewesen? Viele kennen heute vieles. Irgend ein fetter Idiot kann mir unversehens Buddhasprüche ins Gesicht spucken, warum nicht auch Sätze Kierkegaards. Alle Weisheit der Welt liegt auf der Straße und ein Literat kann eine Henne unterrichten im flinken Aufpicken. Ich hätte sogar von Sternen der Literatur reden können, z. B. daß

Jakob Wassermann, nachdem er das »Tagebuch des Verführers« gelesen hatte, das Produzieren nicht aufgab, sondern auch noch die »Masken Erwin Reiners« schrieb, oder daß Heinrich Lilienfein die Indenads Lectie »Periander« in »Schuldig — nicht schuldig«, also ein Stück, das nach innen gelesen werden sollte, so gründlich und gräßlich mißverstand, daß er es nach außen las und ein Drama »Der Tyrann« machte. So gewiß nun F. Blei gescheiter ist, als diese beiden, ebenso gewiß ist es dennoch, daß er nicht zu den wenigen Denkern gehört, »in denen Kierkegaard existent ist« . . . .

X X X

~~Dem~~ ‚Prager Tagblatt' ~~ist die folgende Berichtigung~~ ~~geschickt worden~~:

Im ‚Prager Tagblatt' vom 21. Dezember 1913 ist ein ‚Münchener Kunstbrief' erschienen, in dem es von einer Ausstellung des Herrn Max Oppenheimer heißt:

»Besonders ihm wird der Vorwurf gemacht, er hätte sich Kohoschka als Vorbild genommen. Richtiger, aber nicht ganz richtig, hat sich Herr Karl Kraus ausgedrückt, der ihn einen ‚Vorahmer' Kokoschkas nannte.«

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, festzustellen, daß diese Bemerkung unrichtig ist und daß ich Herrn Oppenheimer nie einen Vorahmer, sondern immer einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe. Der Aphorismus: »Es gibt auch Vorahmer von Originalen«, den Herr Oppenheimer vielleicht zu seinen Gunsten auf sich bezogen hat, kann sich nur auf solche Produzenten beziehen, welche in einer ihnen noch nicht wesentlichen Form die Vorläufer von schöpferischen und zur Übernahme berechtigten Naturen sind, die ich gegen den Verdacht des Plagiats schützen wollte. Es konnte mir nie darum zu tun sein, Kokoschka gegen solchen Verdacht zu schützen, da sein Schaffen nicht der Fähigkeit des Herrn Oppenheimer, sondern diese jenem auf dem Fuße folgte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, die Tätigkeit des Herrn Oppenheimer auf kunstphilosophischem Wege zu erklären, und wahr ist, daß ich Herrn Oppenheimer, so oft ich von ihm sprach, einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe.

~~Mit vorzüglicher Hochachtung~~
~~Karl Kraus~~

~~Zur Zeit~~ Janowitz, am 2. Januar 1914.

Um welche Art von Kunstkritik es sich da gehandelt hat und was heute gedruckt werden kann, geht aus dem folgenden hervor:

Kokoschka ist ein Psycholog .... Kokoschkas Farben sind mehr seelisch den spektral .... da das Schaffen Kokoschkas nur auf dem Wege der Analyse verglichen werden kann, schließt es sich von selbst aus, daß seine Nachahmer, deren Denken wie das aller Nachahmer synthetisch ist, auch annähernd Ähnliches leisten könnten. Kokoschka wird eine ebenso vereinzelte Erscheinung bleiben, wie ~~der~~ Kafka ~~Kafkinsky~~.

Hrsg.

Hrsg.

Im ‚Prager Tagblatt', 7. Januar, war die folgende Berichtigung enthalten:

z. Zt. Janowitz, am 2. Januar 1914.

Im ‚Prager Tagblatt' vom 21. Dezember 1913 ist ein »Münchener Kunstbrief« erschienen, in dem es von einer Ausstellung des Herrn Max Oppenheimer heißt:

»Besonders ihm wird der Vorwurf gemacht, er hätte sich Kohoschka als Vorbild genommen. Richtiger, aber nicht ganz richtig, hat sich Herr Karl Kraus ausgedrückt, der ihn einen ‚Vorahmer' Kokoschkas nannte.«

Wollen Sie die Freundlichkeit haben, festzustellen, daß die Bemerkung unrichtig ist und daß ich Herrn Oppenheimer nie einen Vorahmer, sondern immer einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe. Der Aphorismus: »Es gibt auch Vorahmer von Originalen«, den Herr Oppenheimer vielleicht zu seinen Gunsten auf sich bezogen hat, kann sich nur auf solche Produzenten beziehen, welche in einer ihnen noch nicht wesentlichen Form die Vorläufer von schöpferischen und zur Übernahme berechtigten Naturen sind, die ich gegen den Verdacht des Plagiats schützen wollte. Es konnte mir nie darum zu tun sein, Kokoschka gegen solchen Verdacht zu schützen, da sein Schaffen nicht der Tätigkeit des Herrn Oppenheimer, sondern diese jenem auf dem Fuße folgte. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, die Tätigkeit des Herrn Oppenheimer auf kunstphilosophischem Wege zu erklären, und wahr ist, daß ich Herrn Oppenheimer, so oft ich von ihm sprach, einen Nachahmer Kokoschkas genannt habe.

Um welche Art von Kunstkritik es sich da gehandelt hat, und was heute gedruckt werden kann, geht aus der folgenden Stelle hervor:

Kokoschka ist ein Psycholog .... Kokoschkas Farben sind mehr seelisch den spektral.... Da das Schaffen Kokoschkas nur auf dem Wege der Analyse verstanden werden kann, schließt es sich von selbst aus, daß seine Nachahmer, deren Denken wie das aller Nachahmer synthetisch ist, auch annähernd Ähnliches leisten könnten. Kokoschka wird eine ebenso vereinzelte Erscheinung bleiben, wie etwa Kandinsky.

.... Man konnte mit ihm sprechen wie mit einem Maler — und das ist am Ende das größte Kompliment, das ein Maler einem Kunstkenner oder Kunstgelehrten machen kann. A. S. F.

Wie? Lichtwark hat mit Seligmann gesprochen? Und Seligmann ist ein Maler? Das alles habe ich ja gar nicht gewußt!

* * *

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu ~~e~~samen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »I h n e n verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen D ichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe« und er schied von ~~einem Ästheter~~ mit der Erinnerung »an Ihr ewig blutendes Künstlerherz in der infamen, unerhörten Roheit des Lebens«. Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es ~~war~~ die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertun zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihm traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eines der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe ~~hatte er~~ hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren.« Das schrieb ich ihm auch.« ~~Und meinte dann, daß ich ihn überschätze.~~ Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Brüggen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1897 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe ~~erwähnt~~, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel . . . .« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. Heute könnte ich ihm lachend sagen, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Trotzdem weiß sich Busse frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron ~~speziell~~ einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgendeine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen«. Herr Busse wagt es, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum anderen wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang des Herrn Busse

seit ~~der~~ Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung kommen, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich unterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die Aussicht, als Irrtum eines Genius auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu einsamen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »I h n e n verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen Dichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe« ~~und er schied von [illegible] als er [illegible] mit der Erinnerung »an Ihr ewig blutendes Künstlerherz in der infamen, unerhörten Rohheit des Lebens«~~ Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es kam die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertan zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihn traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eine der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren! Das schrieb ich ihm auch.« Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Blüthgen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1892 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe erwähnt, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel ....« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie denn? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal mit einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. H e u t e k ö n n t e i c h i h m l a c h e n d s a g e n, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Busse hat es inzwischen festgestellt. Trotzdem weiß er sich frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron insbesondere einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgend eine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen. Herr Busse wagte, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er doch seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum andern wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang [illegible]

seit seiner Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah also doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung komme, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich ünterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die quälende Aussicht, als Irrtum eines Genies auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn; außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

Auf Liliencron — wie außer ihm vielleicht nur noch auf Peter Altenberg — hatte das »Sage mir, mit wem du umgehst« keine Anwendung; und auch an seinen Briefen wird man keinen von jenen erkennen, denen er sie geschrieben hat. Der Allumarmer hat Diurnisten zu Prachtkerlen ernannt und Reporter zu einsamen Künstlerseelen. Er schrieb einem Kaffeehausjüngel: »Ihnen verdanken wir's!« und er schrieb einem Bierjungen alles Heil zu. Er nannte den Otto Ernst — als er noch Schmidt hieß — »unsern herrlichen Dichter, diesen Charakter, zu dem ich mit Ehrerbietung hinaufsehe«. Er hatte die Bierbäume so groß gezogen, daß sie auf ihn heruntersehen zu können glaubten. Dann entlud er sich in Bitternis über seinen »Ottju«.. Es kam die Zeit, da ihm vor jenen zu grauen begann, die sich ihm mit einem »Hurrah!« genähert und die er darum für »Kämpen« gehalten hatte. Nun glaubten sie ihrem »Detl« auf die Schulter klopfen zu dürfen. Es war bei allem Glauben an die Selbstbewahrung dieser einzigen Persönlichkeit schmerzlich, auch nur eine Minute seines kostbaren Lebens an die Beglaubigung jener vertan zu sehen, deren Kümmerlichkeit sich durch seinen Atem über das rechtmäßige Philisterium gehoben fühlte. Umso plumper sank sie dahin zurück, gegen den unverläßlichen Feuergeist aufbegehrend, der ja doch nicht vierzigtausend Impotenzen die Treue halten konnte. Was fängt nur irgendein »lieber herrlicher Stauf von der March« mit dem einen Kreditbrief an? Er macht den Spender einer flüchtigen Illusion für sein Pospischil-Dasein verantwortlich. Immer wieder mußte es Liliencron erleben, daß die Quittungen, die er für leeren Enthusiasmus ausgestellt hatte, vor ihn traten und Fortsetzung heischten. Sein Herz hatte ihm grundsätzlich verboten, die Neigungen, die ihm zugeflogen waren, unbeantwortet zu lassen; umso schwerer trug es an den Folgen. Eins der spekulativsten Kinder seiner kritiklosen Liebe hatte er schon im Jahre 1893 erkannt. Damals, am 8. Juni, schrieb er an mich: »Auch über Busse urteile ich wie Sie! Sein Aufsatz war der eines Strebers — und unbescheiden. Auch ich hoffe von diesem prächtigen Kerlchen, daß er sich nicht von den »Alten« herumkriegen läßt. Denn dann ist er verloren! Das schrieb ich ihm auch.« Herr Busse, der längst eingesehen hat, daß ihm die Verehrung des Dichters Blüthgen besser liegt als die Liliencrons, wird nun nicht müde, diesem nach dem Tode heimzuzahlen, was er ihm durch die in Dehmels Briefsammlung eingereihte Bemerkung angetan hat. Die Liliencron-Biographie des Herrn Spiero, die natürlich meines Wirkens für Liliencron in Österreich von 1892 bis zu dessen Tod mit keiner Silbe erwähnt, ist Herrn Busse willkommene Gelegenheit, das größte Herz der deutschen Literatur mit tintigen Fingern abzutasten, um einen »Sprung« zu entdecken. Das geschieht, wie sich's gehört, in der Neuen Freien Presse und unter dem intimen Titel »Lille«. Nicht dieser hat die Entdeckung Busses zu bedauern, sondern Busse hat sich ehedem »für einen Mann begeistert, den keine Katze kannte«. Er wurde so intim mit ihm, daß er heute vor dem Bild, welches die Nachwelt von Liliencron gezeichnet hat, sich fragen muß: »Timmo Boje Tetje, bist Du das wirklich?« Herr Busse zweifelt. Er findet, daß Liliencron denn doch überschätzt werde. Er bemüht sich sichtlich, einen »innerlichen Bruch oder Sprung« nachzuweisen. Er wirft zu diesem Behufe Liliencron seinen »Adelstick« vor; der Baron sei ihm sehr wichtig gewesen. »Nebenbei gesagt, war übrigens mit seinem Adel nicht allzu viel Staat zu machen: es war junger, aus dem siebzehnten Jahrhundert stammender Briefadel ....« Das ist nicht alt genug für den Herrn Karl Busse, dem kein Brief Liliencrons jenen Adel bestreiten soll, den ihm ein Brief Liliencrons einmal verliehen hatte. Aber Herr Busse hat auch mehr Ahnen als der Freiherr. Wie denn? Er will von dem ersten Streber der deutschen Literatur abstammen? Nicht doch. Liliencron sei einmal mit einem schneidigen Reiteroffizier namens Busse befreundet gewesen. »Noch zwanzig Jahre später, als er die Verbindung mit dem alten Kameraden längst verloren hatte, war eine seiner ersten Fragen an mich, ob ich mit dem liebsten Genossen seiner Leutnantsjahre verwandt wäre. Ich habe das damals zu seinem Kummer verneint. Heute könnte ich ihm lachend sagen, daß wir doch zusammenhängen, wenn unser gemeinsamer Ahn auch schon vor drei Jahrhunderten blühte.« Busse hat es inzwischen festgestellt. Trotzdem weiß er sich frei von jeder Anwandlung eines Adelsticks. Er hat überhaupt bessere Eigenschaften als Liliencron. Er kam, wiewohl der jüngere, schon viel früher in geordnete Verhältnisse. Er findet deshalb die »ewigen Geldklagen« und die »billigen Weiberaffären« Liliencrons tadelnswert. Und er hat die Impertinenz, dem toten Liliencron insbesondere einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn, dem 19jährigen Herrn Busse, damals durch Briefe eingeweiht hatte, »an die irgend eine Kathi oder Seffi mit Krakelpfoten einen unorthographischen Gruß hatte anschreiben müssen«. Herr Busse wagtes, Liliencrons wahllose Begeisterung für Dilletanten, der er doch seine Entdeckung verdankt, »zum Teil wohl aus Höflichkeit, zum andern wohl auch aus Literatenklugheit« zu erklären, also auch aus einer Gesinnung, die den Entwicklungsgang des Herrn Busse

seit seiner Entdeckung durch Liliencron erklärt. Er habe denn auch an Liliencron einmal »eine heftige und deutliche Epistel über solchen Unfug geschrieben«. Da habe er die kurze Antwort bekommen: er, Liliencron, würde sich diese Zeilen für immer aufbewahren. »Geholfen haben sie wahrscheinlich wenig, und korrespondiert haben wir seitdem nicht mehr.« Also haben sie doch geholfen. Liliencron sah also doch einmal ein, daß man nicht jedem schreiben dürfe. Auch hatte er gemeint, er wolle sich die Zeilen aufbewahren, um sich immer zu erinnern, wer der Busse sei. Dieser beklagt, daß »der Liliencron, der über die Stränge schlägt«, in der Biographie nicht recht zur Geltung komme, und knüpft daran die sympathische Vermutung, »daß der von der Familie so reich ünterstützte ‚offizielle' Biograph sich da im Urteil und sonstwie manche Beschränkung auferlegt hat«. Nun, in keiner deutschen Zeitschrift war ein Wort über die Tat des Herrn Busse zu lesen. Freilich liegt der seltene Fall vor, daß was wie ein Roheitsakt aussieht, sich bloß als dummes Benehmen auf einem Friedhof qualifiziert. Ein Handlanger, der längst Familienblätter und Zeitungen bedient, will seine Rache haben für die quälende Aussicht, als Irrtum eines Genies auf die Nachwelt zu kommen. Er entschädigt sich durch ein Feuilletonhonorar, das man heute auch mit Grabschändungen verdienen kann. Niemand stört ihn; außer dem Toten, der dem prächtigen Kerlchen heute wie vor zwanzig Jahren die Worte versetzt: »Sein Aufsatz war der eines Strebers und — unbescheiden«.

+ + +

In den „Süddeutschen Monatsheften" wird eine Stelle aus dem Programm zitiert, das die Münchner Besucher des Hofmannsthalschen Kinodramas zugesteckt bekamen. Der vierte Akt wird wie folgt beschrieben:

Da ist ein häßlicher, böser Winkel einer großen Stadt, Häuser auf Abbruch. In der Mitte zwischen den Häusern führt ein Gäßchen steil hinauf mit Stufen, und oben ziemlich ferne ist dann eine ordentliche, beleuchtete Straße, hier unten ist es ganz dunkel. Da kommt von der Seite durch irgend einen Durchgang die Alte, und der reiche Mann hinter ihr, in seinen Samtmantel gewickelt und mit bloßem Kopf, so wie er vom Hause fortgelaufen war. Da waren schon vorher an Kellerfenstern und hinter Schutthaufen die Gauner sichtbar, und zuvorderst der starke junge Kerl mit der Kappe und dem tätowierten Arm und haben einander zugewinkt und zugepfiffen und sind wieder verschwunden. Da klopft die Alte an eine Haustür, und da zeigt sich ihnen Licht, und sie will in der Tür stehen bleiben und den jungen Herrn vor sich eintreten lassen, aber da stutzt er doch und bleibt außen stehen und hat den Revolver unter dem Samtmantel in der Hand. Da gibt es die Alte auf und läßt ihn draußen und geht hinein, und er wartet, da geht die Tür wieder auf, und sie schicken das Mädchen heraus, damit sie den Fremden hereinbringt. Da sieht das Mädchen in dem bißchen Licht, das durch die Tür herausfällt, und erkennt, wer es ist, und will nicht, macht sich starr. Anstatt daß sie ihn zu sich winkte, wehrt sie ihn ab und gibt ihm zu verstehen, er müsse von ihr ablassen und von ihr fortgehen. Da packen Fäuste sie hinterrücks und reißen sie hinein, und die Tür fällt zu. Da verläßt ihn sein bißchen Vorsicht, und er klopft an die Tür und will nach, da öffnen sie halb die Tür, er geht hinein, und ehe er den Revolver in die Höhe kriegt, ist drin die Lampe umgestürzt, und sie haben sich auf ihn geworfen in dem Hausflur. Da ist niemand zu sehen, wie er dumpf hinschlägt, als draußen der Bucklige, der macht die Mauer und paßt auf, ob niemand vorüberkommt. Da bringen sie den jungen Herrn gleich wieder zur Tür hinaus, aber ausgeraubt, mit einem Knebel im Mund und gebundenen Händen und Füßen und machen sich fort. Da kommt von irgendwo das Mädchen herangeschlichen, huscht zu dem Regungslosen, da hat es einer gesehen, und sie sind gleich bös hinter ihr her, sie fliehi vor ihnen davon wie ein Wiesel, doch sie wird eingeholt, da pfeift einer gellend den Warnungspfiff, also sind Schutzleute in der Nähe oder Arbeiter auf der Straße, denn es fängt schon zu tagen an. Im Nu sind die Gauner davon, alles liegt da wie ausgestorben. Da kriecht nach einer Weile das Mädchen auf den Gebundenen zu, auf Händen und Füßen, ganz verstohlen wie ein Tier, bis sie fühlt, es lauert niemand.

Da richtet sie sich bei dem Gebundenen auf, sieht ihn an mit Angst und Zärtlichkeit, berührt sein Gesicht, beißt die Stricke durch an den Gelenken und bringt ihn zurück ins Leben mit Berühren und Streicheln und Aufrichten. Da kommt er ins Leben mit halbstarren Gliedern noch und wüstem Kopf, und da sind sie einander gegenüber an der Erde, und sie ist da wie eine Frau, und nicht mehr wie ein Kind, und schüttet eine überschwengliche Zärtlichkeit über ihn aus und da stehen sie beide auf ihren Füßen und er will auf sie zu, da wird sie totenbleich und schwankt und fällt ihm vor den Füßen zusammen. Da kniet er bei ihr und kann nicht fassen, wie das alles so jäh nacheinander kommen kann und rührt sie an und spürt, sie ist nicht ohnmächtig, sondern da liegt eine Tote, und sitzt da, wie betäubt, bei der frischen Leiche. Da bleibt er bei dem Felsen stehen mit seinem Abenteuer und seiner Geheimnisvollen und allem, was er erlebt hat und der innere Frost schüttelt ihn

kleine Frost schüttelt ihn ein wenig auf dem Felsen hin und her, und das tote Mädchen liegt ganz ruhig und schön in der Mitte auf den Steinen und weiß von nichts mehr.

Da legst di nieder. Da denkt sich der Leser, daß sich Herr von Hofmannsthal selbst bemüht haben dürfte, das Programm zu verfassen, wenn er schon so liebenswürdig war, das Kinostück zu schreiben. Da sagt man sich, daß kein Kolportagedruck so gemein sein kann, daß es nicht müßig wäre, ihn durch ein bißchen daderadada literaturfähig zu machen. Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Da gibt es einen guten Klang. Da wars um ihn geschehn. Da wendet sich der Gast mit Grausen.

E

8

In den ‚Süddeutschen Monatsheften' wird eine Stelle aus dem Programm zitiert, das die Münchner Besucher des Hofmannsthalschen Kinodramas zugesteckt bekamen. Der vierte Akt ist wie folgt beschrieben:

Da ist ein häßlicher, böser Winkel einer großen Stadt, Häuser auf Abbruch. In der Mitte zwischen den Häusern führt ein Gäßchen steil hinauf mit Stufen, und oben ziemlich ferne ist dann eine ordentliche, beleuchtete Straße, hier unten ist es ganz dunkel. Da kommt von der Seite durch irgend einen Durchgang die Alte, und der reiche Mann hinter ihr, in seinen Samtmantel gewickelt und mit bloßem Kopf, so wie er vom Hause fortgelaufen war. Da waren schon vorher an Kellerfenstern und hinter Schutthaufen die Gauner sichtbar, und zuvorderst der starke junge Kerl mit der Kappe und dem tätowierten Arm und haben einander zugewinkt und zugepfiffen und sind wieder verschwunden. Da klopft die Alte an eine Haustür, und da zeigt sich ihnen Licht, und sie will in der Tür stehen bleiben und den jungen Herrn vor sich eintreten lassen, aber da stutzt er doch und bleibt außen stehen und hat den Revolver unter dem Samtmantel in der Hand. Da gibt es die Alte auf und läßt ihn draußen und geht hinein, und er wartet, da geht die Türe wieder auf, und sie schicken das Mädchen heraus, damit sie den Fremden hereinbringt. Da sieht das Mädchen in dem bißchen Licht, das durch die Tür herausfällt, und erkennt, wer es ist, und will nicht, macht sich starr. Anstatt daß sie ihn zu sich winkte, wehrt sie ihn ab und gibt ihm zu verstehen, er müsse von ihr ablassen und von ihr fortgehen. Da packen Fäuste sie hinterrücks und reißen sie hinein, und die Tür fällt zu. Da verläßt ihn sein bißchen Vorsicht, und er klopft an die Tür und will nach, da öffnen sie ihm halb die Tür, er geht hinein, und ehe er den Revolver in die Höhe kriegt, ist drin die Lampe umgestürzt, und sie haben sich auf ihn geworfen in dem Hausflur. Da ist niemand zu sehen, wie er dumpf hinschlägt, als draußen der Bucklige, der macht die Mauer und paßt auf, ob niemand vorüberkommt. Da bringen sie den jungen Herrn gleich wieder zur Tür hinaus, aber ausgeraubt, mit einem Knebel im Mund und gebundenen Händen und Füßen und machen sich fort. Da kommt von irgeudwo das Mädchen hervorgekrochen, huscht zu dem Regungslosen, da hat es einer noch gesehen und sie sind gleich bös hinter ihr her, sie fliehi vor ihnen davon wie ein Wiesel, doch sie wird eingeholt, da pfeift einer gellend den Warnungspfiff, also sind Schutzleute in der Nähe oder Arbeiter auf der Straße, denn es fängt schon an zu tagen. Im Nu sind die Gauner davon, alles liegt da wie ausgestorben. Da kriecht nach einer Weile das Mädchen auf den Gebundenen zu, auf Händen und Füßen, ganz verstohlen wie ein Tfer, bis sie fühlt, es lauert niemand.

Da richtet sie sich bei dem Gebundenen auf, sieht ihn an mit Angst und Zärtlichkeit, berührt sein Gesicht, beißt die Stricke durch an seinen Gelenken und bringt ihn ins Leben mit Berühren und Streicheln und Aufrichten. Da kommt er ins Leben mit halbstarren Gliedern noch und wüstem Kopf, und da sind sie einander gegenüber an der Erde, und sie ist da wie eine Frau, und nicht mehr wie ein KInd, und schüttet eine überschwengliche Zärtlichkeit über ihn aus und da stehen sie beide auf ihren Füßen und er will auf sie zu, da wird sie totenbleich und schwankt und fällt ihm vor den Füßen zusammen. Da kniet er bei ihr und kann nicht fassen, wie das alles so jäh nacheinander kommen kann und rührt sie an und spürt, sie ist nicht ohnmächtig, sondern da liegt eine Tote, und sitzt da, wie betäubt, bei der frischen Leiche. Da bleibt er bei dem Felsen stehen mit seinem Abenteuer und seiner Geheimnisvollen und allem, was er erlebt hat, und der innere Frost schüttelt ihn ein wenig auf dem Felsen hin und her, und das tote Mädchen liegt ganz ruhig und schön in der Mitte auf den Steinen und weiß von nichts mehr.

Da legst di nieder. Da denkt sich der Leser, daß sich Herr von Hofmannsthal wohl selbst bemüht haben dürfte, das Programm zu verfassen, wenn er schon so gefällig war, das Kinostück zu

schreiben. Da sagt man sich, daß kein Kolportagedreck so gemein
12 sein kann, daß es nicht möglich wäre, ihn durch ein bißchen
dadaradada literaturfähig zu machen. Da stellt ein Wort zu rechter
Zeit sich ein. Da gibt es einen guten Klang. Da war's um ihn
geschehn. Da wendet sich der Gast mit Grausen.

Trakl erschreckt oft durch einen krassen Neutralismus. Und neben einer Reihe von Gedichten, die mit ähnlichen starken Ausdrücken belastet werden, finden wir Verse, die an Hofmannsthal erinnern, sicher von ihm beeinflußt sind. Trakl ist wohl nicht talentlos, aber seine Kunst ist noch viel zu unausgeglichen, alle fünf Seiten ein anderer Stil!

Die Literaturrubrik, der diese von einem Unverantwortlichen verfaßte Kritik entnommen ist, schließt mit der Bemerkung: »Redakteur: Dr. Paul Schlenther, Berlin-Wilmersdorf.« Und das haben wir durch zehn Jahre hier mit Löwenbräu genährt! Wenn die Ostpreußen bei uns dick geworden sind, schicken wir sie mit Pension und Hofratstitel zurück zu Masse. Gäbe es eine höhere Gerechtigkeit, die die Maßverhältnisse des staatlichen Lebens ausgleicht, so müßte Herrn Schlenther jetzt das Gewissen zwingen, den Gehalt, den er lebensdürftig zur Erinnerung an seine Burgtheater-Direktion bezieht, nebst Hofratstitel an den österreichischen Dichter Georg Trakl abzutreten. Jedenfalls sollte sich das Obersthofmeisteramt darum kümmern, wie sich seine Pensionäre aufführen und ob sie sich der unbegreiflichen Gnade würdig erweisen. Kein Geld auf Erden scheint mir so zum Fenster hinausgeworfen wie die Pension, die man dem Schlenther zahlt. Wenn man sie ihm schon nicht zu Gunsten eines bedürftigen österreichischen Dichters kurzerhand abnimmt, so geht es doch nicht an, einen solchen ohneweiters der Laune eines Dorfliteraten preiszugeben, der die geistige Schwemme des Berliner Tageblatts für einen Richtplatz zu halten scheint. Eine Verwarnung wäre angebracht.

* * *

Der Gipfel der plastischen Reportage ist in dem Satz erreicht:

. . . . . und endlich Gedichte, deren breiter, farbengesättigter Schwung den Beifall des Publikums fand.

Hier sind also von Gedichten in einem Relativsatz vier Eigenschaften ausgesagt, die sich in der Natur sonst nicht zusammenfinden und eben nur dann vertragen, wenn sie Gedichten zugeschrieben werden können. Die Gedichte haben Schwung, weil eine Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht schnell, sondern breit. Ferner bedürften sie keiner Nahrung mehr, denn sie sind gesättigt. Wovon? Von Farben. So weit hat's die Technik gebracht.

Trakl erschreckt oft durch einen krassen Neutralismus ... Und neben einer Reihe von Gedichten, die mit ähnlichen starken Ausdrücken belastet werden, finden wir Verse, die an Hofmannsthal erinnern, sicher von ihm beeinflußt sind. Trakl ist wohl nicht talentlos, aber seine Kunst ist noch viel zu unausgeglichen, alle fünf Seiten ein anderer Stil!

Die Literaturrubrik, der diese von einem Unverantwortlichen verfaßte Kritik entnommen ist, schließt mit der Bemerkung: »Redakteur: Dr. Paul Schlenther, Berlin-Wilmersdorf.« Und das haben wir durch zehn Jahre hier mit Löwenbräu genährt! Wenn die Ostpreußen bei uns dick geworden sind, schicken wir sie mit Pension und Hofratstitel zurück zu Mosse. Gäbe es eine höhere Gerechtigkeit, die die Mißverhältnisse des staatlichen Lebens ausgleicht, so müßte Herrn Schlenther jetzt das Gewissen zwingen, den Gehalt, den er lebenslänglich zur Erinnerung an seine Burgtheater-Direktion bezieht, mit Nachsicht des Hofratstitels an den österreichischen Dichter Georg Trakl abzutreten. Jedenfalls sollte sich das Obersthofmeisteramt darum kümmern, wie sich seine Pensionäre aufführen und ob sie sich der unbegreiflichen Gnade würdig erweisen. Kein Geld auf Erden scheint mir so zum Fenster hinausgeworfen wie die Pension, die man dem Schlenther zahlt. Wenn man sie ihm schon nicht zu Gunsten eines bedürftigen österreichischen Dichters kurzerhand abnimmt, so geht es doch nicht an, einen solchen ohneweiters der Laune eines ~~Viertel~~literaten preiszugeben, der ~~die~~ geistige Schwemm' des Berliner Tageblatts ~~für einen Richtplatz zu halten scheint~~. Eine Verwarnung wäre angebracht.

* * *

. . . . Ein Mensch, der Großes gewollt, setzt sich hier in erschütternder Weise mit dem Leben auseinander . . . . Ich habe wenig im letzten Jahre gelesen, das mir die Seele so mächtig ergriffen hätte, wie die Gedichte Paul Wilhelms . . . . ein volles, fast übervolles Herz zittert in jedem Worte mit Adel der Farbe, Schmelz der Sprache und eine Musik ist ihnen zu eigen, die förmlich nach der Vertonung ruft. Als Beispiel nur eines:

Einst war mir die Liebe wie Sonnenschein,
Wie Glanz aus urewigen Höhen —
Ich hab' sie erkannt und habe hinein
Mit geblendetem Auge gesehen.

Dann ward das Auge ermüdet vom Glanz,
Das goldene Licht ist versunken —
Nur manchmal erhob sich noch glühend ein Kranz
Von sprühenden, leuchtenden Funken.

Nun aber erstrahlt sie ein einziger Stern,
Ich seh' ihn leuchten und beben —
So schimmernd und flimmernd unendlich fern,
Verzittern — verglühen — verschweben!

Das ist Schubertsche Musik! . . . .

M. E. delle Grazie.

. . . . Ein Mensch, der Großes gewollt, setzt sich hier in erschütternder Weise mit dem Leben auseinander . . . . Ich habe wenig im letzten Jahre gelesen, das mir die Seele so mächtig ergriffen hätte, wie die Gedichte Paul Wilhelms . . . . ein volles, fast übervolles Herz zittert in jedem Worte mit Adel der Farbe, Schmelz der Sprache und eine Musik ist ihnen zu eigen, die förmlich nach der Vertonung ruft. Als Beispiel nur eines:

Einst war mir die Liebe wie Sonnenschein,
Wie Glanz aus urewigen Höhen —
Ich hab' sie erkannt und habe hinein
Mit geblendetem Auge gesehen.

Dann ward das Auge ermüdet vom Glanz,
Das goldene Licht ist versunken —
Nur manchmal erhob sich noch glühend ein Kranz
Von sprühenden, leuchtenden Funken.

Nun aber erstrahlt sie ein einziger Stern,
Ich seh' ihn leuchten und beben —
So schimmernd und flimmernd unendlich fern,
Verzittern — verglühen — verschweben!

Das ist Schubertsche Musik! . . . .

M. E. delle Grazie.

9. 2. 12.

Wer vorgestern aufgeregt von den erhitzten politischen Debatten des Tages am Abend den kleinen stillen Saal des Zoo-Restaurants betrat, wo Hugo Salus auf Einladung des Vereines der hiesigen Österreicher aus seinen Werken vorlas, dem mußte die milde, wohltuende Abgeklärtheit, die von der Persönlichkeit dieses Poeten ausgeht, ganz besonders zu Herzen sprechen — — — Versonnenheit — — — Ein Mann, der beim Anblick des Ladenschildes eines ihm gegenüberwohnenden Schneiders den ganzen Zauber des Landes Italia vor seinen Augen erstehen lassen kann, nur weil der Schneider Paolo Garabella heißt: dem muß man gut sein — — — Weniger groß war der Eindruck seiner Offiziersballaden, die er nachher vortrug —

Und grad die sind die schönsten.

* * *

Der Türmer ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, ~~habe~~ ich, da ich ihn zurückgeschickt habe, ~~lange nicht mehr gewußt~~ Jetzt verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, daß sich von fremden Mist nährt:

(Moderne Poesie.) Der Türmer veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Lieb ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Lieb ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

~~Und mein Türmer ist ein Kenner, der von Lyrik was versteht.~~

Der ‚Türmer' ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, weiß ich nicht, da ich ihn, wie man weiß, zurückgeschickt habe. Zum Glück verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, daß sich von fremden Mist nährt:

(Moderne Poesie.) ‚Der Türmer' veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Liebe ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

Jetzt ~~bin ich wieder gut~~

Der ‚Türmer' ist also, wie man jetzt weiß, erhaben über den Verdacht, Else Lasker-Schüler für eine Dichterin zu halten. Welche Dichterinnen er für solche hält, weiß ich nicht, da ich ihn, wie man jetzt weiß, zurückgeschickt habe. Zum Glück verrät es mir jenes gutwillige Wiener Journal, das sich von fremdem Mist nährt:

(Moderne Poesie.) ‚Der Türmer' veröffentlicht das folgende fein empfundene Gedicht:

Meine Liebe.

Meine Liebe ist ein Vöglein
Im duft'gen Blütenbaum,
Meine Liebe ist ein Blümlein
Am bunten Waldessaum;
Meine Liebe ist ein Kindchen,
Das blind vertrauend geht,
Meine Liebe ist eine Mutter,
Die spricht ein still Gebet.

Maria Mathi.

Jetzt weiß ich es.

11.

. . . . Wer Heine noch nicht liebt, könnte ihn aus diesem Buche lieben lernen.

Ich zum Beispiel liebe ihn noch nicht. Aber ich wüßte erst, daß ich recht hätte, wenn ich ihn aus einem Buch von Stilgebauer lieben lernen sollte. . . .

~~Der Gipfel~~ der plastischen Reportage ist in dem Satz ~~erreicht:~~

. . . . . und endlich Gedichte, deren breiter, farbengesättigter Schwung den Beifall des Publikums fand.

Hier sind also von Gedichten in einem Relativsatz vier Eigenschaften ausgesagt, die sich in der Natur sonst nicht zusammenfinden und eben nur dann vertragen, wenn sie Gedichten zugeschrieben werden können. Die Gedichte haben Schwung, also eine Bewegung. Diese Bewegung ist aber nicht schnell, sondern breit. Ferner bedarf sie keiner Nahrung mehr, denn sie ist gesättigt. Wo~~von~~? ~~Von~~ Farben. So weit hat's die Technik gebracht.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsdefekten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsüchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die was das Leben schmücken. Wenn bei Keller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch wieder schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr beklemmend, aber von kapillorisch apartem Reiz, glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

•

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner Fackel. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die Kinder der übernächsten Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für Dörmann auf die Welt kommen werden.

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsinhalten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsuchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die was das Leben schmücken. Wenn bei Hugo Heller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch viele schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern durch die Unterstreichung das ihm Wesentlichen im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose, beklemmend, aber von tragikomischapartem Reiz. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. (Mein mitleidiger Setzer macht mir einen kapillorisch aparten Reiz vor. Wie schade, daß es kapillorisch nicht gibt.) Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner ‚Fackel'. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die Kinder der übernächsten Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für den Herrn Dörmann zur Welt kommen.

~~Und was~~ die Rejane ~~anlangt, so hat diese Frau~~ doch in der Erstarrung der Verzweiflung eine Noblesse des Pathos, eine Routine, die frei und improvisatorisch geworden ist durch die Delikatesse der Melancholie, während im Detail die blendende Grazilität der Rasse in einer höchsten Inkarnation aufglänzt und wohlpassioniertes Feuer in schönfarbigem Glühen lodert, wobei uns vieles als Glätte, Berechnung und Kostüm gilt, was die Romanen zur Organik des Komödiantischen zählen.

* * *

Die ‚Mittagszeitung' ist jetzt das beliebteste Blatt. Denn zu den beseligendsten, elektrisierendsten, befreiendsten, asthmatisch kraftvollsten und wiewohl musivisch zusammengesetzten, so doch immer monumentalen Bewußtseinsinhalten dieser trunkenen, von primitiven und direkt komplizierten horizontalen Sehnsuchten gesteigerten Epoche gehört das distanzierte Erlebnis jenes Adjektivkünstlers, der uns jeden Mittag mit taumelnd unbeirrter und schwankend sicherer Attitüde aus der Fülle der Wörter spendet, die ~~was~~ das Leben schmücken. Wenn bei Hugo Heller, der schon an und für sich ein epitheton ornans ist, Kubin eine Ausstellung hat, von der ich vermute, daß sie auch viele schöne Adjektive enthält, so ist das schon mehr als wir uns je geträumt haben. Aber wie schön wird das Leben erst, wenn wir dann lesen:

> Diese Kunst, eine der Dämmerung und der Wirrnis gleichsam mathematisch verrenkter Träume kommt der Realität nur im Detail und auf dem Umweg einer phantastisch skurrilen Hypothese nahe. Eine absichtlich verwischte Schärfe ist in ihr, ein kalter Humor, eine erfroren zynische und grauenvolle Geste. Es sind durchaus Visionen, die, auch wenn sie im Krimskrams des Alltags karikaturistisch arbeiten, einen großen und prachtvollen Zug aufweisen; ihr Grinsen ist von Schauern durchbebt, ihre Groteske ins Unheimliche gesteigert, sie sind zeichnerisch Extrakte einer andeutenden Manier des Absonderlichen, Musterbeispiele dafür, wie ein Zeichner nicht den Weg der meisterlich eingekrusteten Klischees geht, sondern durch die Unterstreichung des ihm Wesentlichen im Weltbild imaginär gültige Typen findet.

Was dann noch folgt, ist nur mehr glatt und scharf kontrastierend, extrem modern, dekorativ und gefällig plastisch, anämisch und absichtlich dekadent und von einer bildhaft geschlossenen Rundung der Pose, beklemmend, aber von tragikomisch apartem Reiz. Das ist nicht viel. Wir sind verwöhnt und können uns nicht plötzlich einschränken. (Mein mitleidiger Setzer macht mir einen kapillorisch aparten Reiz vor. Wie schade, daß es kapillorisch nicht gibt!) Aber schließlich — morgen ist auch ein Mittag.

14.

66

In der ‚Schlesischen Zeitung' klagt einer:

Und um von der Operette noch ein Charakteristikum festzulegen: Schon im Vorjahre haben zwei Wiener »Librettisten« mit einem Pariser Komponisten ein Operettengeschäft abgeschlossen. Auch Felix Dörmann, eine in Wien besonders geschätzte Librettistengröße will jetzt mit dem französischen Musiker Charles Cuvillier (Gott mag es wissen, wie er vielleicht einmal geheißen hat) zusammen eine Operette »schaffen« — derlei Dinge werden nämlich nur »geschaffen«, nie geschrieben, — »die eine Vermählung wienerischer und französischer Anmut werden soll.« Das wird den naiven Zeitungslesern vorgeschwätzt und sie glauben daran. Die Macht und die Ränke einer gewissen Clique in Wien sind noch immer nicht genügend ans Tageslicht gezerrt, trotz Karl Kraus und seiner ‚Fackel'. Der eine ist kein Wiener, der andere kaum ein wirklicher Franzose und sie vermählen die Anmut dieser Länder. Du armes, liebes Wien!

So wenig wie die sogenannten Übelstände auszurotten sind, so wenig ist es der Glaube, daß es gelingen könnte. Als ob die Macht und die Ränke, ans Tageslicht gezerrt, sich genieren würden, Geschäfte zu machen, und als ob es auf etwas anderes ankäme, als den Stand der Welt zu überliefern, auf dem es möglich war. Daß der Herr Dörmann zu verdienen aufhört, wäre nicht der Triumpf, mit dessen Bewußtsein ich meine Augen schließen möchte. Wohl aber werde ich hinüberlächeln, wenn man mir die Kunde bringen wird, ich hätte es durchgesetzt, daß die ~~Kinder~~ ~~Ihr~~ übernächste Generation mit einer ausgesprochenen Nichtschätzung für ~~den Herrn~~ Dörmann zur Welt kommt.

Daß noch immer dumme Briefe an die Fackel, deren Herausgeber oder deren »Redaktion« geschrieben werden, indem sich jeder für den der Ausnahme würdigen Fall hält, muß vor Ablauf des fünfzehnten Jahres ~~festgestellt~~ werden. Daß die ~~Arbeit~~ des »Herausgebers« lediglich darin besteht, ~~das~~ von ihm Geschriebene in Druck zu legen, und daß ~~an ihr~~ nicht die geringste Verpflichtung hängt, der Öffentlichkeit außerhalb der im Druck sichtbaren Leistung Rede und Antwort zu stehen, ist ihr in keiner Weise beizubringen. Aber schließlich besteht die »Redaktion« nicht nur aus einem Schreibtisch, sondern auch aus einem Papierkorb, und der arbeitet automatisch. Leider wird nun die Ablieferung an diese Einlaufstelle durch ~~die~~ arge Sitte kompliziert, den Briefen Retourmarken beizulegen, da der Einsender nicht nur auf Beachtung, sondern auch auf Antwort, womöglich auf einen Briefwechsel ~~rechnet~~. In solchen Fällen, die keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung des Lebens bewirken, wurde bisher, nur um das Problem der Retourmarken zu erledigen, durch den Verlag ~~eine~~ abweisende Antwort erteilt. Es ist aber doch zu trist, daß Menschenarbeit an den Einfall eines Optimisten gewendet werden soll, der die Fackel fragt, ob sie sich nicht für die Zustände an den Prager Handelsschulen interessieren würde. Da nun täglich derartige Anfragen, Zumutungen, Einladungen u. dgl. einlaufen, die den Nachteil der Retourmarke haben, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß Zuschriften, die sich nicht auf rein administrative Angelegenheiten beziehen, also an den Verlag zu richten sind, in keinem Fall mehr beantwortet und daß die beigelegten Retourmarken gesammelt und am Schluß des Kalenderjahres einem wohltätigen Zwecke zugewendet werden sollen. Vielleicht ist, da Wohltun ohne Aussicht auf Publizität nicht allzu verlockend sein dürfte, doch einmal jener Zustand zu erzielen, bei dem es wenigstens die Briefträger gut haben, indem ihnen, denen ich jeden Rückweg erspare, auch der Weg zu mir erspart wird.

Daß noch immer dumme Briefe an die Fackel, deren Herausgeber oder deren »Redaktion« geschrieben werden, indem sich jeder Briefschreiber für den der Ausnahme würdigen Fall hält, muß vor Ablauf des fünfzehnten Jahres bedauert werden. Daß die Pflicht des »Herausgebers« lediglich die Arbeit vorstellt, ein von ihm Geschriebenes in Druck zu legen, und daß daran nicht die geringste Verpflichtung hängt, der Öffentlichkeit außerhalb der im Druck sichtbaren Leistung Rede und Antwort zu stehen, ist ihr in keiner Weise beizubringen. Aber schließlich besteht die »Redaktion« nicht nur aus einem Schreibtisch, sondern auch aus einem Papierkorb, und der arbeitet automatisch. Leider wird nun die Ablieferung an diese Einlaufstelle durch eine arge Sitte kompliziert, die scheinbar als Höflichkeit gedacht, in Wahrheit eine Zudringlichkeit bedeutet: durch die Sitte, den Briefen Retourmarken beizulegen, da der Einsender nicht nur auf Beachtung, sondern auch auf Antwort, womöglich auf einen Briefwechsel hofft. In solchen Fällen, die also keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung des Lebens bewirken, wurde bisher, nur um das Problem der Retourmarke zu erledigen, durch den Verlag die abweisende Antwort erteilt. Es ist aber doch zu trist, daß Menschenarbeit an den Einfall eines Optimisten gewendet werden soll, der die Fackel fragt, ob sie sich nicht für die Zustände an den Prager Handelsschulen interessieren würde. Da nun täglich derartige Anfragen, Zumutungen, Einladungen u. dgl. einlaufen, die den Nachteil der Retourmarke haben, so wird darauf aufmerksam gemacht, daß Zuschriften, die sich nicht auf rein administrative Angelegenheiten beziehen, also an den Verlag zu richten sind, in keinem Fall mehr beantwortet und daß die beigelegten Retourmarken gesammelt und am Schluß des Kalenderjahres einem wohltätigen Zwecke zugewendet werden sollen. Vielleicht ist, da Wohltun ohne Aussicht auf Publizität nicht allzu verlockend sein dürfte, doch einmal jener Zustand zu erzielen, bei dem es wenigstens die Briefträger gut haben, indem ihnen, denen ich selbst jeden Rückweg erspare, auch der Weg zu mir füglich erspart wird.

Ein Advokat ~~Dr. Artur Gülcher~~ ~~macht die folgende Mitteilung~~

Der in Wien verstorbene Obertierarzt Karl Kohl hat in seinem Testamente dto. Wien 2. Oktober 1913 folgende Anordnungen getroffen:

»An Barlegaten vermache ich folgende

— — — —

9. Dem Schriftsteller Karl Kraus, Herausgeber der Fackel 200 K als Beitrag für Verlags~~kosten~~.

Dieser freundliche Mensch, von dem ich erst aus seinem Testament erfahre, daß er gelebt hat, ~~hat~~ wohl erkannt, daß der Sinn der Fackel seinem Berufe zugetan und die Wut der Hunde etwas sei, was sich irgendwie aus dem Zustand einer frei herumlaufenden Menschheit erklären muß. Seinem Andenken Dank. Unter den vielen Beziehungen, welche die Fackel hinter der ~~geduldeten~~ Welt des Drucks geknüpft hat, ist diese posthume eine der wertvollsten. Der Verlag ~~teilt mit~~, daß der Verstorbene, der seit dem 195. Heft Abonnent war, von seinem letzten Abonnement nur zwölf Hefte bezogen hat, daß sich somit der Betrag von 200 Kronen um 6 Kronen zu Gunsten jener drei Schriftsteller vermehrt, denen ~~ihn die Fackel~~ nach der Vollstreckung des Testaments zu gleichen Teilen überweisen ~~wird~~: Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg und Georg Trakl.

26 FEBR

Ein Advokat macht die folgende Mitteilung:

Der am 24. Oktober 1913 in Wien verstorbene Obertierarzt Karl Kohl hat in seinem Testamente dto. Wien 2. Oktober 1913 folgende Anordnungen getroffen:

›An Barlegaten vermache ich folgende

— — — —

9. Dem Schriftsteller Karl Kraus, Herausgeber der Fackel 200 K als Beitrag für Verlagsspesen.

Dieser freundliche Mensch, von dem ich erst aus seinem Testament erfahre, daß er gelebt hat, mochte wohl erkannt haben, daß der Sinn der Fackel seinem Berufe zugetan und die Wut der Hunde etwas sei, was sich irgendwie aus dem Zustand einer frei herumlaufenden Menschheit erklären muß. Seinem Andenken Dank. Unter den vielen sonderbaren Beziehungen, welche die Fackel hinter der Welt des Drucks geknüpft hat, ist diese posthume eine der wertvollsten. Der Verlag stellt fest, daß der Verstorbene, der seit dem 195. Heft Abonnent war, von seinem letzten Abonnement nur zwölf Hefte bezogen hat und daß sich somit die Summe von 200 Kronen um 6 Kronen zu Gunsten jener drei Schriftsteller vermehrt, denen sie ~~nach der Vollstreckung des Testaments~~ zu gleichen Teilen überwiesen werden soll: Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg und Georg Trakl.

17.

Eine »Wiener Buchhandlung für Universitätswissenschaften und schöne Literatur« gibt einen Katalog heraus, der die folgende Anführung enthält:

Kraus, Karl (Fackel-Kraus), Die chinesische Mauer. Orgbd. K 9.—. — Sprüche und Widersprüche. Aphorismen. geb. K 5.40
— Heine und die Folgen. 1911 K —.96
— Pro domo et mundo. geb. K 4.80

Da kann man nichts machen, in Wien haben sogar die Kataloge ordinäre Manieren.

/

x x x

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur der ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) als Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Für den Fall, daß dieser »Aufruf« tatsächlich verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an eine auffallende Person fixiert. Ich wohne weder im ersten Bezirk, noch bin ich Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung bin ich. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird.

* * *

Ein Druckfehler

. . . . Die letzte Summe verteilt sich auf 93 Posten, wobei in der Liste fast jedes Organ der Presse vertreten ist. An der Spitze steht der ‚Pesti Hirlap' mit 210.000 Kronen . . . .

Das ist ein Druckfehler. Es waren nur 21.000. Der ‚Pesti Hirlap' wird hoffentlich berichtigen. Schreibt er schon gegen Entree, muß er sich nicht nachsagen lassen so viel Entree.

* * *

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ ~~tatsächlich~~ verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Herzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Mit einem Wort ~~ist~~ ein Exemplar ~~jener~~ von Eisenbach ~~berufenen~~ ›Rotzpuma‹. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will.

* * *

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ weiter verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Scherzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will. Mit einem Wort ein Exemplar der von Eisenbach entdeckten Spezies ›Rotzpuma‹.

15.

Ein Beamter in Neunkirchen schreibt:

Heute erhielt ich die Karte mit dem Text: Aufruf! So Ihnen das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegengeht und so weiter. Bitte demnach um aufklärende Schriften. 10 Heller Marke liegt bei.

Auf die Frage, was er eigentlich wolle, schickt er eine aus Oderberg an ihn gelangte Postkarte ein:

Aufruf!

So Ihnen das Wohl Ihres Vaterlandes am Herzen liegt, das einem furchtbaren Kampf entgegensieht, schreiben Sie diesen Text auf 4 Postkarten ab und senden Sie diese an Bekannte und Unbekannte, vorerst an solche, denen Sie Charakterstärke und festen Willen zu einer großen Tat zutrauen. Es gilt, einem verwegenen Handstreich entgegenzuarbeiten, nur rasche Entschlossenheit kann helfen. Darum lautet unser Motto: Eile tut Not, Weile bringt Tod. Klein ist die Mühe und groß der Dank, der Ihrer vom Vaterlande harrt. An Karl Kraus, Chefredakteur d. ‚Fackel' (Wien I., Lothringerstraße) und Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung wollen Sie den Betrag von 10 h (Briefmarken einsenden), damit Sie umgehend aufklärende Schriften erhalten.

Im Auftrage der politisch-literarischen Organisation,
Sitz Wien-Linz.

Ein Kaufmann in Markt Krönau verlangt gleichfalls aufklärende Schriften. Für den Fall, daß dieser ›Aufruf‹ weiter verbreitet werden sollte, muß festgestellt werden, daß es sich entweder um einen dummen Scherz oder um einen Betrug mit noch nicht ersichtlicher Absicht oder um die Idee eines Geisteskranken handelt, die sich an einer auffallenden Person fixiert. Ich wohne nicht im ersten Bezirk, ich bin nicht Chefredakteur und nicht einmal Organisator einer das ganze intellektuelle Österreich umfassenden Vereinigung. So daß, wenns auf mich ankommt, dem Vaterland nicht zu helfen sein wird. Wahrscheinlich hat aber der Urheber des Aufrufs gar nicht so hohe Amtitionen. Ich stelle mir ihn als einen Vertreter jenes Typus vor, der mir seit fünfzehn Jahren so oft begegnet ist, als eine das ganze intellektuelle Österreich umfassende Vereinigung von Scherzhaftigkeit, Betrügerei und Geisteskrankheit. Es dürfte einer sein, der aus Rache dafür, daß es ihm nicht gelungen ist, mich zu belästigen, mir Belästigungen zuziehen will. Mit einem Wort, ein Exemplar der von Eisenbach entdeckten Spezies der ›Rotzpuma‹.

x x
y

Erhöhungen, trotz Wachsens aller sonstigen Unkosten, trotz schärfster Konkurrenz den Etat Ihrer Zeitung günstig zu beeinflussen und **die Auflage erheblich zu steigern,** übersandte ich Ihnen letzthin eine **Auswahl meiner Illustrierten Unterhaltungsbeilagen.** Sie haben sich sicher vorgenommen, dieselben gelegentlich einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, um Ihre Wahl zu treffen. **Die dazu geeignete Zeit ist gekommen!** Das Lesebedürfnis ist jetzt besonders lebhaft und **Sie müssen Erfolge haben,** wenn Sie Ihrem Blatte eine vielseitige und reiche Ausstattung geben. Dies bewirken Sie am billigsten und dem Lesepublikum am auffälligsten durch Beigabe wirklich gediegener und zugkräftiger Unterhaltungsbeilagen. Holen Sie bitte sofort auf nebenstehender Karte für Sie unverbindliche Offerte ein, um sich die für Sie in Frage kommenden Blätter für Ihr Interessengebiet rechtzeitig zu sichern.

Verehrlicher Verlag!

Bereits öfter erlaubte ich mir, Ihnen Angebot in meinen verschiedenen Beilagen zu unterbreiten und Sie auf die Vorteile eines solchen Bezuges aufmerksam zu machen. Die augenblicklichen Schwierigkeiten, welche dem österreichischen Buchgewerbe durch den ausgebrochenen Streik erwachsen, geben mir Veranlassung, Ihnen erneut meine reich illustrierten modernen Unterhaltungsblätter in Erinnerung zu bringen. Mit Hilfe dieser Beilagen können Sie Ihr geschätztes Blatt auch während der kommenden schwierigen Monate nach wie vor in umfangreicher Weise erscheinen lassen. Um Sie von der Güte des Gebotenen zu überzeugen und Ihnen besonders in der nächsten Zeit reichen Stoff zu bieten, bin ich bereit, Ihnen auf Wunsch vorerst 1/4 Jahr meine Beilagen zu liefern und zweifle nicht, daß Sie alsdann auch über diesen Termin hinaus die Blätter beziehen werden, zumal die Preise äußerst niedrige sind.

Ich bitte, falls Sie sich dieses außergewöhnliche günstige Angebot zu Nutze machen wollen, um freundlichst baldigen Bescheid, da ich die gleiche Beilage an einem Platze nur an eine Firma abgebe.

Stets gern zu Ihren Diensten

hochachtungsvoll

Ich schwanke noch zwischen ›Ratgeber für Feld und Haus‹, ›Mode der Handarbeit‹, ›Über Nah und Fern‹, ›Unser Hausfreund‹, ›Für unsere Kleinen‹, ›Humoristische Blätter‹ (Gut gegeben, Maliziös, Immer derselbe, Ein Schwerenöter).

77

19.

Wo die Not am größten, erhält man dieses Angebot:

Verehrlicher Verlag!

Bereits öfter erlaubte ich mir, Ihnen Angebot in meinen verschiedenen Beilagen zu unterbreiten und Sie auf die Vorteile eines solchen Bezuges aufmerksam zu machen. Die augenblicklichen Schwierigkeiten, welche dem österreichischen Buchgewerbe durch den ausgebrochenen Streik erwachsen, geben mir Veranlassung, Ihnen erneut meine reich illustrierten modernen Unterhaltungsblätter in Erinnerung zu bringen. Mit Hilfe dieser Beilagen können Sie Ihr geschätztes Blatt auch während der kommenden schwierigen Monate nach wie vor in umfangreicher Weise erscheinen lassen. Um Sie von der Güte des Gebotenen zu überzeugen und Ihnen besonders in der nächsten Zeit reichen Stoff zu bieten, bin ich bereit, Ihnen auf Wunsch vorerst 1/4 Jahr meine Beilagen zu liefern und zweifle nicht, daß Sie alsdann auch über diesen Termin hinaus die Blätter beziehen werden, zumal die Preise äußerst niedrige sind.

Ich bitte, falls Sie sich dieses außergewöhnliche günstige Angebot zu Nutze machen wollen, um freundlichst baldigen Bescheid, da ich die gleiche Beilage an einem Platze nur an eine Firma abgebe.

Stets gern zu Ihren Diensten

hochachtungsvoll

Ich schwanke noch zwischen »Ratgeber für Feld und Haus«, »Mode und Handarbeit«, »Von Nah und Fern«, »Unser Hausfreund«, »Humoristische Blätter« (Gut gegeben, Maliziös, Immer derselbe, Ein Schwerenöter) »Schnittmusterbogen« und »Für unsere Kleinen«. Ich schwanke noch. Da traf mich die folgende Mahnung:

Als Fingerzeig trotz tariflicher Erhöhungen, trotz Wachsens aller sonstigen Unkosten, trotz schärfster Konkurrenz den Etat Ihrer Zeitung günstig zu beeinflussen und die Auflage erheblich zu steigern, übersandte ich Ihnen letzthin eine Auswahl meiner Illustrierten Unterhaltungsbeilagen. Sie haben sich sicher vorgenommen, dieselben gelegentlich einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, um Ihre Wahl zu treffen. Die dazu geeignete Zeit ist gekommen! Das Lesebedürfnis ist jetzt besonders lebhaft und Sie müssen Erfolge haben, wenn Sie Ihrem Blatte eine vielseitige und reiche Ausstattung geben. Dies bewirken Sie am billigsten und dem Lesepublikum am auffälligsten durch Beigabe wirklich gediegener und zugkräftiger Unterhaltungsbeilagen. Holen Sie bitte sofort auf nebenstehender Karte für Sie unverbindliche Offerte ein, um sich die für Sie in Frage kommenden Blätter für Ihr Interessengebiet rechtzeitig zu sichern.

Ich wähle »Für unsere Kleinen«.

Der nun beendete Setzerstreik — der in der Idee kulturfreundlich, aber in der Durchführung ein Verrat war, da die Wiener Tagesblätter weiter erschienen, ungehindert und in vollem Umfang — erklärt die Verspätung dieses Heftes, auch daß es zum Teil Beiträge enthält, die schon für das vorige Heft geschrieben waren, aber damals nicht gesetzt werden konnten. Auf die Erhaltung der sogenannten Aktualität wird freilich bei Arbeiten kein Wert gelegt, denen die Vergilbung der Anlässe erst die Aufnahme in ein Buch sichert. Was ist das aber auch für ein Setzerstreik, der die Schweine des Tages gewähren läßt und deren Verewignng aufhält

20

Der nun beendete Setzerstreik — der in der Idee kulturfreundlich, aber in der Durchführung ein Verrat war, da die Wiener Tagesblätter weiter erschienen, ungehindert und in vollem Umfang — erklärt die Verspätung des letzten Heftes und daß das vorliegende zum Teil Beiträge enthält, die schon für das vorige Heft geschrieben waren, aber damals nicht gesetzt werden konnten. Auf die Erhaltung der sogenannten Aktualität wird freilich bei Arbeiten kein Wert gelegt, denen die Vergilbung der Anlässe erst die Aufnahme in ein Buch sichert. Was ist das aber für ein Setzerstreik, der die Infamie des Tages gewähren läßt und deren Verewigung aufhält?

Notizen

Salzburg, im Saale des Österreichischen Hofs, 12. Januar; Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, 13. Januar, veranstaltet vom ‚Brenner'. Da und dort in den Blättern aller Parteien maßlos anerkennende Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über ~~Peter~~ Altenberg; Die Dummköpfe; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VI.) Vorlesung findet Mittwoch, 11. März 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

München, im Richard Wagner-Saal, am 13. Februar:

I. Erklärung. — Die Sprache der Konzertagentur; De/ im Grunewald; Der liebe Gott; Der Sadist; In der Werkstatt; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Aphorismus über Altenberg; Das kommt von den Vorurteilen . . .; Schlichte Woche; Petite chronique scandaleuse; Von den Dummköpfen / Titanic II. Die Kinder der Zeit / Pfleget den Fremdenverkehr; Mein Weltuntergang / Der Neger III. Ich habe ihn gefunden; Die Schuldigkeit; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

Mannheim, im Hof- und Nationaltheater, am 15. Februar (Matinee):

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz / Der Neger II Die Schuldigkeit / Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Zürich, im kleinen Tonhalle-Saal (veranstaltet vom Lesezirkel Hottinger), am 16. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Der Deutlichkeit halber; Aus der »Forum-Szene«; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Traum ein Wiener Leben II. Pfleget den Fremdenverkehr; Aphorismus über Altenberg / Der Neger III. Die Schuldigkeit; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Heidelberg, im Lesesaal der Stadthalle (veranstaltet von der Akademischen Gesellschaft für Dramatik), am 17. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben II. Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Das kommt von den Verurteilen . . .; Der liebe Gott; Über Altenberg; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Neger III. Die Schuldigkeit / Das Ehrenkreuz / Mein Weltuntergang; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Notizen

Salzburg im Saale des Österreichischen Hofs, am 12. Januar, und Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, am 13. Januar (veranstaltet vom ‚Brenner').

Da und dort in den Blättern aller Parteien ~~maßlos anerkennende~~ Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, am 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über Altenberg; Von den Dummköpfen; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VI.) Vorlesung findet ~~Mittwoch~~, ~~11. März~~ 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

21.

Notizen

Salzburg im Saale des Österreichischen Hofs, am 12. Januar, und Innsbruck, im Kleinen Musikvereinssaal, am 13. Januar (veranstaltet vom ‚Brenner').

Da und dort in den Blättern aller Parteien Berichte, die aufhebenswert wären, weil sie wieder in auffälliger Art den Unterschied zeigen zwischen dem Niveau, das die Begeisterung von Lesern, die zufällig schreiben, Lehrern oder Beamten, erreicht, und jenem, welches in der Großstadt Routine und Gemeinheit behaupten.

Budapest, im Royal-Saal, am 23. Januar:

I. Die Welt der Plakate / Der kleine Brockhaus; Gefährlich; Ein Freund unseres Blattes; Auf der Suche nach Fremden; Non scholae, sed vitae / Die Kinder der Zeit II. Der Mißgriff; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Aphorismus über Altenberg; Von den Dummköpfen; Die mit dem Tod intim sind; Interview mit einem sterbenden Kind III. Eine Prostituierte ist ermordet worden

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 28. Januar:

I. Von meiner Eitelkeit (Schopenhauer-Zitat); Die Künstler; Das Leben nach dem Leitartikel; Gralsjünger; Der Bittner und die Bande / Das Denkmal eines Schauspielers II. Schrecken der Unsterblichkeit / Ein Fiebertraum; Wiener Faschingsleben 1913; Der Sieg des Walzers über den Tango; Aus dem dunkelsten Österreich; Das hätte ich nicht erfinden können / Die neue Art des Schimpfens III. Ich habe ihn gefunden; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen / Der sterbende Mensch.

Die nächste (VIII.) Vorlesung findet Dienstag, 7. April 1914 im Kleinen Musikvereinssaale statt.

Die Neue Freie Presse ~~27. Januar~~ enthielt eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung würde beantwortet werden: Eine von den sieben oder acht anderen Vorlesungen, die jährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Die Neue Freie Presse brachte — schon zwei Tage ehe sie das Ding beim Namen nannte — eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung? würde beantwortet werden: Eine von den ~~sieben oder~~ acht anderen Vorlesungen, die jährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Die Neue Freie Presse brachte — schon zwei Tage bevor sie das Ding beim Namen nannte — eine wirksame Voranzeige:

. . . . Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß dieser Vortrag nachmittags um 4 Uhr im kleinen Musikvereinssaale anberaumt ist. Abends um halb 8 Uhr findet im selben Saale eine andere Vorlesung statt.

Wie es doch kommen mag, daß eine andere Vorlesung, um stattfinden zu können, nicht näher bezeichnet werden muß? Die Frage eines neugierigen Lesers: Welche andere Vorlesung? würde beantwortet werden: Eine von den sieben oder acht anderen Vorlesungen, die alljährlich stattfinden, Euer Gnaden wissen eh, mir wern kan Kritiker brauchen.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 11. März:

I Gegen die Jugend (Schluß vom »Untergang der Welt durch schwarze Magie«) / Non scholae, sed vitae; Arzt und Künstler; Der denkende Hund; Der kleine Korngold; Gralsjünger; Representative men II Das hätte ich nicht erfinden können; Wie?; Wenn ich einmal; Wie man deutsche Sänger behandelt, da hört sich alles auf; Wo gibt es noch eine so schöne Gegend; Albanische Präludien; Idyllen; Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien–Preßburg ist eröffnet worden; Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Jetzt ist die Zeit III Ich habe ihn gefunden; Alle, die durch der Zeitung; Verleihungen und Ernennungen X Ansprache an den Staat (aus dem »Prozeß Veith«) / Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht.

*

23.

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 11. März:

I Gegen die Jugend (Schluß von ›Untergang der Welt durch schwarze Magie‹) / Non scholae, sed vitae; Arzt und Künstler; Der denkende Hund; Der kleine Korngold; Gralsjünger; Representative men II Das hätte ich nicht erfinden können; Wie?; Wenn ich einmal; Wie man deutsche Sänger behandelt, da hört sich alles auf; Wo gibt es noch eine so schöne Gegend; Albanische Präludien; Idyllen; Aus dem Ungarischen; Selbstverständlich; Die elektrische Bahn Wien-Preßburg ist eröffnet worden; Außi möcht' i oder: Auf zum Südpol!; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Jetzt ist die Zeit III Ich habe ihn gefunden; Alle, die durch der Zeitung; Verleihungen und Ernennungen / Ansprache an den Staat (aus dem ›Prozeß Veith‹) / Wie in Deutschland die Unsittlichkeit zustandekommt und wie die Sitte spricht.

(VII.)

× (1 Nr.)

München, im Richard Wagner-Saal, am 13. Februar:

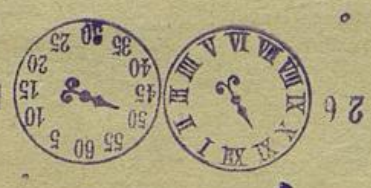
I. Erklärung. — Die Sprache der Konzertagentur; Den im Grunewald; Der liebe Gott; Der Sadist; In der Werkstatt; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Aphorismus über Altenberg; Das kommt von den Vorurteilen . . .; Schlichte Woche; Petite chronique scandaleuse; Von den Dummköpfen / Titanic II. Die Kinder der Zeit / Pfleget den Fremdenverkehr; Mein Weltuntergang / Der Neger III. Ich habe ihn gefunden; Die Schuldigkeit; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — Der sterbende Mensch.

Seit etlichen Jahren, wenn es auf den Frühling zugeht, kommt Karl Kraus aus Wien. Und die nicht allzu große, aber begeisterte Gemeinde, die er hier besitzt, versammelt sich mit starken Erwartungen. Immer wieder fesselt das Schauspiel, diesen großen Hasser sich an den zahllosen Gegenständen seines Ingrimms entzünden und sich in die wildeste und heute denkbar konsequente Opposition zu einem Zeitalter setzen zu sehen, das er verachtet. Aber der Künstler in ihm ist doch stärker, als der soziale Ankläger, und wenn man so recht tief hineinhorcht in das gellende Feuerwerk, das dieser Zornige abbrennt, hineinhorcht in das infernalische Brausen dieses Raketenregens, so tönt aus dieser Eruptionsmusik die Stimme eines Kindes. Und die trauert Jean Paul nach und seiner versunkenen Traumwelt aus Reinheit und Schönheit.

Kraus las aus den Glossen und Dichtungen, die den Lesern der Fackel zum großen Teil bekannt waren, und fand für seine temperamentbeschwingte Interpretierung stärkste Anteilnahme und einen Beifall, der sich zuletzt zu einer so intensiven Ovation verdichtete, daß sich Kraus zu Zugaben verstand. E.

Ähnlich die anderen Zeitungen.

1 l



Münchener Neueste Nachrichten:

Seit etlichen Jahren, wenn es auf den Frühling zugeht, kommt Karl Kraus aus Wien. Und die nicht allzu große, aber begeisterte Gemeinde, die er hier besitzt, versammelt sich mit starken Erwartungen. Immer wieder fesselt das Schauspiel, diesen großen Hasser sich an den zahllosen Gegenständen seines Ingrimms entzünden und sich in die wildeste und heute denkbar konsequente Opposition zu einem Zeitalter setzen zu sehen, das er verachtet. Aber der Künstler in ihm ist doch stärker, als der soziale Ankläger, und wenn man so recht tief hineinhorcht in das gellende Feuerwerk, das dieser Zornige abbrennt, hineinhorcht in das infernalische Brausen dieses Raketenregens, so tönt aus dieser Eruptionsmusik die Stimme eines Kindes. Und die trauert Jean Paul nach und seiner versunkenen Traumwelt aus Reinheit und Schönheit.

Kraus las aus den Glossen und Dichtungen, die den Lesern der Fackel zum großen Teil bekannt waren, und fand für seine temperamentbeschwingte Interpretierung stärkste Anteilnahme und einen Beifall, der sich zuletzt zu einer so intensiven Ovation verdichtete, daß sich Kraus zu Zugaben verstand. E.

Ähnlich die anderen Zeitungen.

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem Simplicissimus zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Aussatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte sie der Kanaille geben.

Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater.

Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge. Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: Sie! Wer ist das? Die Frau? Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät unsere Königin. Man hört deutlich: er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .

Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen.

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem Simplicissimus zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Ausſatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte. Und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete, zerfleischte Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

— — Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte sie der Kanaille geben — — — Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater. — — Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge — — Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: »Sie! Wer ist das? Die Frau?« Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: »Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät unsere Königin.« Man hört deutlich er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. »Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .« Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen!

Der Abend wurde durch die folgende Erklärung eröffnet:

Ich habe den Zuspruch zu dieser Vorlesung möglicherweise dem ‚Simplicissimus' zu verdanken, sei es dem Prospekt, der dem letzten Heft beigelegt war, sei es der Erinnerung an meine einstige Mitarbeit. Ich muß aber leider erklären, daß ich diese Erinnerung als Aussatz fühle, als ein Geschwür, das ich je eher je lieber los sein möchte. Und zwar seit einer Stunde. Ich habe nämlich soeben in dem Heft, dem der Prospekt beigelegt war, eine Erzählung gefunden, in der der Verfasser, ein gewesener österreichischer Offizier, der sich den Namen Roda Roda beilegt, über ein Hotelabenteuer berichtet, das ein österreichischer Offizier, dem er den Namen Barta beilegt, seinerzeit in Semlin mit einer Dame aus Belgrad gehabt hat. Er ist dieser Dame, die er ausdrücklich und wiederholt eine Hure nennt, 20 Kronen schuldig geblieben, und die Geschichte endet mit der Pointe, daß diese Dame, damals noch eine Ingenieursgattin, niemand anderer gewesen sei als die spätere und seither ermordete, zerfleischte Königin Draga Maschin.

Herr Barta Barta schließt mit den Worten:

— — Auf alle Art versuchte Barta, die Ingenieurin aufzufinden. Vergebens. Und die zwanzig Kronen brannten ihm im Sack — er mußte, er mußte sie der Kanaille geben. — — — Das blöde Erlebnis bohrte und fraß an seiner Seele. Da, eines Abends . . . Eines Abends, Barta war wiederum in Belgrad und hatte sich die Augen nach der Person ausgeguckt — da versäumte er das letzte Abendschiff. Was tun? — Nun — ins Theater. — — Im Zwischenakt, bei hellerleuchtetem Saal, läßt Barta gelangweilt seine Bli . . . Mein Gott! Zwei Jahre hat er sie wie eine Stecknadel gesucht; da sitzt sie — in der Proszeniumsloge. — — Er zischt den Nachbar an, heiser und hastig: »Sie! Wer ist das? Die Frau?« Und der andere, ohne hinzublicken — nach wem konnte der Fremde sonst gefragt haben? —: »Diese Frau, mein Herr, ist jetzt Ihre Majestät, unsere Königin.« Man hört deutlich: er billigt die Wahl des Herrschers ganz und gar nicht. »Sie haben wohl in der Zeitung gelesen: Vor kurzem noch Draga Maschin, Gattin eines Ingenieurs . . .« — — Einmal mußte Bartas wegen das kaiserlich sanktionierte Verordnungsblatt umgedruckt werden. Und derselbe Barta erlebte das Außerordentliche, einer Königin zwanzig Kronen zu schulden.

Ich will hoffen, daß unter den Menschen, die in Deutschland das Schreibhandwerk ausüben, sich noch so viel Ehrgefühl auftreiben lassen wird, um die kulturelle Sendung eines Blattes, welches diese Erzählung gedruckt hat, ein für allemal zu würdigen!

Mannheim, im Hof- und Nationaltheater, am 15. Februar (Matinee):

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Satz / Der Neger II Die Schuldigkeit / Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Zürich, im kleinen Tonhalle-Saal (veranstaltet vom Lesezirkel Hottingen), am 16. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen; Der Deutlichkeit halber; Aus der »Forum-Szene«; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Traum ein Wiener Leben II. Pfleget den Fremdenverkehr; Aphorismus über Altenberg / Der Neger III. Die Schuldigkeit; Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Heidelberg, im Lesesaal der Stadthalle (veranstaltet von der Akademischen Gesellschaft für Dramatik), am 17. Februar:

I. Die Kinder der Zeit / Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ostende, erster Morgen / Der Traum ein Wiener Leben II. Aus der »Forum-Szene«; Der Deutlichkeit halber; Ein Verlorener; Ein reiner Künstler; Das kommt von den Verurteilen . . .; Der liebe Gott; Aphorismus über Altenberg; Schlichte Worte; Ein Satz; Was hams g'sagt; Von den Dummköpfen / Der Neger III. Die Schuldigkeit / Das Ehrenkreuz / Mein Weltuntergang; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Aus zahllosen ~~längeren Vorartikeln~~ und Berichten, die in der Presse von Mannheim, Heidelberg und Umgebung erschienen sind, nur diese Zitate:

Neue Bad. Landeszeitung, 14. Februar:

~~Sein Übergewicht über das Material der Zeit machte ihn zum Künstler.~~ Seine Formphantasie beschwingt die Realien und hebt sie in eine Sphäre, in der die Tore zum Visionären sich entriegeln und in der deshalb auch das Illusionäre der Gestaltung das Tatsächliche wertlos und gleichgiltig macht. Kraus' Kunst der Darstellung verschwendet sich an die kleinen und kleinsten Vorwürfe, formt aber aus ihnen Gebilde, die so lebenskräftig sind, daß man ihres Ursprungs und Anlasses vergißt. Und daß man sie als Resultate und Aufgipfelungen einer ganzen Zeit empfindet. ~~Das ist der schönste schriftstellerische Anreiz für Kraus:~~ sich immer wieder mit seiner Zeit zu konfrontieren, mit ihr zu kämpfen, ~~ihr zu fluchen und so eine neue Zeit~~, eine Zukunft bereiten zu helfen. Das Mißverhältnis zwischen der hellen Geistigkeit dieses Künstlers und den dumpfen Werten und Urteilen der Zeit mußte von vornherein die Beziehungen beider polemisch gestalten. So ist Kraus der prachtvollste Polemiker und Pamphletist geworden und so hat er aus der Zeit heraus die bittersten Anfeindungen erfahren. Ich meine damit nicht so sehr die offenen oder unterdrückten Gefühlsäußerungen derer, die Kraus selbst angriff, als vielmehr sein eigenes stärkster Reaktionen fähiges Gefühl, das sich immer und von Anfang an von dieser wesensfremden Zeit angegriffen fühlen mußte. Diese seine polemische Grundstimmung wurde in Kraus produktiv: er gelangte über die tendenziöse Polemik hinaus zur fast tendenzlosen Kunstform der Satire. Als Satiriker ist er ein Künstler von einzigartiger Bedeutung geworden . . . . An der Härte und Unerbittlichkeit seines Geistes läuft sich die Zeit wund bis zur abstrusesten Lächerlichkeit . . . . Man nennt derlei Zerstörertum. Aber ist dieses anarchistische Zerstörertum, ausgeübt von einem Souverän gedanklich erfüllter Formen, nicht produktiver und unvergänglicher als das bequeme Sicheinrichten und Wohlfühlen in den konventionellen Gehäusen unserer Gemeinschaft? Und ist dieses Zerschlagen von Formeln durch eine Form nicht der Sieg individueller Werte über typische Wertlosigkeiten? Was wir ererbt von unseren Vätern haben, wird uns zerstört, zersetzt, zernichtet, um von neuem und neu erworben zu werden. Das ist der große zeitgeschichtliche Kulturwert des Werkes von Karl Kraus. Die Tribüne seiner Polemiken und Satiren ist die ‚Fackel', eine der zugleich lustigsten und bittersten Zeitschriften, die es je gegeben hat. Und das Milieu seiner Wirkung ist Wien und Österreich, jenes weiche, zerfließende Wien und jener zerbröckelnde Staat Österreich. Sie häufen das Material rings um ihn auf; sie überschütten ihn mit satirischen Vorwürfen. Sie reizen ihn immer wieder zu satirischer Äußerung. Ungestalt lagern sie vor ihm. Er aber macht die Lahmen gehen und als Gestalten wandeln sie aus seinen Manuskripten . . . . So wirkt Karl Kraus, ein Schriftsteller unserer Tage, der Schriftsteller, der sein Recht zu schreiben gleicherweise aus der Kunst zu schreiben und aus dem Mut zu schreiben, herleitet.

16. Februar:

Bezwungen und darum bezwingend fließen ihm die Sätze aus der Feder — blitzblank; Waffe, Licht und Spiegel! . . . . Diese Wirkung wird noch deutlicher, wenn Kraus ein geschriebenes Wort liest. Dann beglaubigt das gesprochene Wort das geschriebene und legitimiert es vollends als eigenbürtigste und souveränste Potenz. Und dann fühlt man auch, bis zu welchen Erschütterungen die Blutsverbindung dieses Künstlers mit seiner Sprachform und ihrem Ideengehalt reicht . . . . Das ist vielleicht einer der sinnfälligsten Beweise für die unerhörte schriftstellerische Vitalität Kraus'. Was er als Vortragskünstler kann, ist gewiß bedeutend und dazu angetan, die Leute vom Fach und Bau zu beschämen. Aber es ist unerheblich angesichts jener tieferen Ursache seiner Vortragswirkung, die identisch ist mit seinem schriftstellerischen Furor, der sich auch Kehlkopf und Körper unterjocht. Kraus las gestern vor einem kleinen Publikum; dieses aber schloß sich unter dem reinen Eindruck einer einzigartigen Persönlichkeit alsbald zu einer Gemeinde zusammen. Und aus der Lust an der tiefen Komik der Satire erwuchs eine Ergriffenheit über das tragische Pathos der Stellung dieses Satirikers zu unserer Zeit und Welt. So wie der Vorleser auf der Bühne sich mit der fortschreitenden Stunde immer hemmungsloser der Erneuerung seiner schriftstellerischen Konzeption hinzugeben schien, so wurde auch die Hingabe der Zuhörer an ihn selbst bedingungsloser. Darin bestand die Weihe der Veranstaltung, daß Kraus dem Tribunal, vor das er die Zeit und Zeitgenossen lud, um ihnen ihr Urteil zu sprechen, eine neue und neu entscheidende Publizität schuf. Er erzwang sich und seinem Werk — zum wievielten Male?! — Ehrfurcht und Glauben. Wie er, um ein Wort aus meinem Vorberichte zu wiederholen, sich mit der Zeit konfrontiert, so konfrontierte er durch seinen Vortrag sein Werk wiederum mit der Zeit. Und das Werk triumphierte und die Zeit erlag! Wer für den geistigen Wert eines solchen Vorgangs kein Verständnis hat, dem bleibt Karl Kraus fern und der bleibe auch ihm fern.

H. S.

Mannheimer Tageblatt, 16. Februar:

Es ist kaum möglich, eine Formel für die Erscheinung dieses zornmütigen Lichtsuchers und Lichtbringers zu finden, der auf den sehr bürgerlichen Namen Karl Kraus hört, — einen Namen, den gewiß Hunderte außer ihm führen und der seit fünfzehn Jahren wie ein Kampfruf klingt. Ein Satiriker? Nein! Ein Volkserzieher? . . . . Er hatte das wundervolle Instrument seiner Sprache — und seit ein paar Jahren reißt er zu den Wirkungen des gedruckten Wortes auch die des gesprochenen an sich. Die jungen Menschen in Österreich gehören fast alle ihm. Man weiß, daß die Zeitungen sich ihm verschließen, über Vereinbarung seinen Namen nicht nennen. Er braucht sie nicht. Über sie hinweg, ihrer spottend, hat sich seine ungeheure Kraft den Weg gebahnt. Man konnte ihn ignorieren. Seine Macht wuchs daran. Viele hassen ihn. Viele fürchten ihn. Viele nennen ihn böse und ungerecht. Mag sein. Nur ist es seltsam, daß er sich dann immer der Enterbten angenommen hat. Er ist, so scheint es mir, heute der notwendigste Mensch in Österreich.

L. Andro.

16. Februar:

. . . . Die Stunde bei ihm wurde zur Feierstunde. Die wenigen, die gekommen waren, werden sie sicher in dankbarer Erinnerung behalten; für mich wenigstens wurden seine Erkenntnisse und Bekenntnisse zu einer Offenbarung und seine Art, vorzutragen, zu einem Erlebnis. M. T.

Aus zahllosen größeren Vorführungen und Berichten, die in der Presse von Mannheim, Heidelberg und Umgebung erschienen sind, nur diese Zitate. Sie sind wichtiger als die ~~Mitteilungen~~ aus irgendeiner Großstadtpresse. Denn sie zeigen zur Verblüffung jener, die in Wien an meine Wiengebundenheit glauben, daß bei größerer lokaler (und zeitlicher) Distanz das Verständnis wächst. Ein unheimlicher Vorgang. Was die in Mannheim — und gar Zürich — die Wiener Geschichten angehen, geht keinem in Wien Zurückgebliebenen ein. Es wird ihm auch nicht eingehen, daß die Leute dort mit seltener Deutlichkeit zu verstehen gaben, daß es sie angeht. Und ~~darum~~ ist ein Pfälzisches Blatt »maßgebender« als das Berliner Tageblatt.

Neue Bad. Landeszeitung, 14. Februar:

. . . . Seine Formphantasie beschwingt die Realien und hebt sie in eine Sphäre, in der die Tore zum Visionären sich entriegeln und in der deshalb auch das Illusionäre der Gestaltung das Tatsächliche wertlos und gleichgiltig macht. Kraus' Kunst der Darstellung verschwendet sich an die kleinen und kleinsten Vorwürfe, formt aber aus ihnen Gebilde, die so lebenskräftig sind, daß man ihres Ursprungs und Anlasses vergißt. Und daß man sie als Resultate und Aufgipfelungen einer ganzen Zeit empfindet. Das ist der schönste schriftstellerische Anreiz für Kraus: sich immer wieder mit seiner Zeit zu konfrontieren, mit ihr zu kämpfen, ihr zu fluchen und so eine neue Zeit, eine Zukunft bereiten zu helfen. Das Mißverhältnis zwischen der hellen Geistigkeit dieses Künstlers und den dumpfen Werten und Urteilen der Zeit mußte von vornherein die Beziehungen beider polemisch gestalten. So ist Kraus der prachtvollste Polemiker und Pamphletist geworden und so hat er aus der Zeit heraus die bittersten Anfeindungen erfahren. Ich meine damit nicht so sehr die offenen oder unterdrückten Gefühlsäußerungen derer, die Kraus selbst angriff, als vielmehr sein eigenes stärkster Reaktionen fähiges Gefühl, das sich immer und von Anfang an von dieser wesensfremden Zeit angegriffen fühlen mußte. Diese seine polemische Grundstimmung wurde in Kraus produktiv: er gelangte über die tendenziöse Polemik hinaus zur fast tendenzlosen Kunstform der Satire. Als Satiriker ist er ein Künstler von einzigartiger Bedeutung geworden . . . . An der Härte und Unerbittlichkeit seines Geistes läuft sich die Zeit wund bis zur abstrusesten Lächerlichkeit . . . . Man nennt derlei Zerstörertum. Aber ist dieses anarchistische Zerstörertum, ausgeübt von einem Souverän gedanklich erfüllter Formen, nicht produktiver und unvergänglicher als das bequeme Sicheinrichten und Wohlfühlen in den konventionellen Gehäusen unserer Gemeinschaft? Und ist dieses Zerschlagen von Formeln durch eine Form nicht der Sieg individueller Werte über typische Wertlosigkeiten? Was wir ererbt von unseren Vätern haben, wird uns zerstört, zersetzt, zernichtet, um von neuem und neu erworben zu werden. Das ist der große zeitgeschichtliche Kulturwert des Werkes von Karl Kraus. Die Tribüne seiner Polemiken und Satiren ist die ‚Fackel', eine der zugleich lustigsten und bittersten Zeitschriften, die es je gegeben hat. Und das Milieu seiner Wirkung ist Wien und Österreich, jenes weiche, zerfließende Wien und jener zerbröckelnde Staat Österreich. Sie häufen das Material rings um ihn auf; sie überschütten ihn mit satirischen Vorwürfen. Sie reizen ihn immer wieder zu satirischer Äußerung. Ungestalt lagern sie vor ihm. Er aber macht die Lahmen gehen und als Gestalten wandeln sie aus seinen Manuskripten . . . . So wirkt Karl Kraus, ein Schriftsteller unserer Tage, der Schriftsteller, der sein Recht zu schreiben gleicherweise aus der Kunst zu schreiben und aus dem Mut zu schreiben, herleitet.

16. Februar:

. . . . Bezwungen und darum bezwingend fließen ihm die Sätze aus der Feder — blitzblank; Waffe, Licht und Spiegel! . . . . Diese Wirkung wird noch deutlicher, wenn Kraus sein geschriebenes Wort liest. Dann beglaubigt das gesprochene Wort das geschriebene und legitimiert es vollends als eigenbürtigste und souveränste Potenz. Und dann fühlt man auch, bis zu welchen Erschütterungen die Blutsverbindung dieses Künstlers mit seiner Sprachform und ihrem Ideengehalt reicht . . . . Das ist vielleicht einer der sinnfälligsten Beweise für die unerhörte schriftstellerische Vitalität Kraus'. Was er als Vortragskünstler kann, ist gewiß bedeutend und dazu angetan, die Leute vom Fach und Bau zu beschämen. Aber es ist unerheblich angesichts jener tieferen Ursache seiner Vortragswirkung, die identisch ist mit seinem schriftstellerischen Furor, der sich auch Kehlkopf und Körper unterjocht. Kraus las gestern vor einem kleinen Publikum; dieses aber schloß sich unter dem reinen Eindruck einer einzigartigen Persönlichkeit alsbald zu einer Gemeinde zusammen. Und aus der Lust an der tiefen Komik der Satire erwuchs eine Ergriffenheit über das tragische Pathos der Stellung dieses Satirikers zu unserer Zeit und Welt. So wie der Vorleser auf der Bühne sich mit der fortschreitenden Stunde immer hemmungsloser der Erneuerung seiner schriftstellerischen Konzeption hinzugeben schien, so wurde auch die Hingabe der Zuhörer an ihn selbst bedingungsloser. Darin bestand die Weihe der Veranstaltung, daß Kraus dem Tribunal, vor das er die Zeit und Zeitgenossen lud, um ihnen ihr Urteil zu sprechen, eine neue und neu entscheidende Publizität schuf. Er erzwang sich und seinem Werk — zum wievielten Male?! — Ehrfurcht und Glauben. Wie er, um ein Wort aus meinem Vorberichte zu wiederholen, sich mit der Zeit konfrontiert, so konfrontierte er durch seinen Vortrag sein Werk wiederum mit der Zeit. Und das Werk triumphierte und die Zeit erlag! Wer für den geistigen Wert eines solchen Vorgangs kein Verständnis hat, dem bleibt Karl Kraus fern und der bleibe auch ihm fern.

H. S.

*

Mannheimer Tageblatt, 14. Februar:

. . . . Es ist kaum möglich, eine Formel für die Erscheinung dieses zornmütigen Lichtsuchers und Lichtbringers zu finden, der auf den sehr bürgerlichen Namen Karl Kraus hört, — einen Namen, den gewiß Hunderte außer ihm führen und der seit fünfzehn Jahren wie ein Kampfruf klingt. Ein Satiriker? Nein! Ein Volkserzieher! . . . . Er hatte das wundervolle Instrument seiner Sprache — und seit ein paar Jahren reißt er zu den Wirkungen des gedruckten Wortes auch die des gesprochenen an sich. Die jungen Menschen in Österreich gehören fast alle ihm. Man weiß, daß die Zeitungen sich ihm verschließen, über Vereinbarung seinen Namen nicht nennen. Er braucht sie nicht. Über sie hinweg, ihrer spottend, hat sich seine ungeheure Kraft den Weg gebahnt. Man konnte ihn ignorieren. Seine Macht wuchs daran. Viele hassen ihn. Viele fürchten ihn. Viele nennen ihn böse und ungerecht. Mag sein. Nur ist es seltsam, daß er sich dann immer der Enterbten angenommen hat. Er ist, so scheint es mir, heute der notwendigste Mensch in Österreich. L. Andro.

16. Februar:

. . . . Die Stunde bei ihm wurde zur Feierstunde. Die wenigen, die gekommen waren, werden sie sicher in dankbarer Erinnerung behalten; für mich wenigstens wurden seine Erkenntnisse und Bekenntnisse zu einer Offenbarung und seine Art, vorzutragen, zu einem Erlebnis. M. T.

Volksstimme:

. . . . Aus Alltäglichkeit, Zeitungen, einlaufenden Briefen, Straßengeschrei schöpft dieser Redner, dieser Dichter, dieser Künstler der Sprache ein gewaltiges Werk von selbstverständlichem Spott, der aber durch die Wahrheit der Tatsachen zum entsetzlichen Ernst wird. Wo wir anfänglich noch lachten, erstarrt allmählich unsere Miene zur Scham, einer Zeit anzugehören, die den Anspruch auf Kultur macht, die aber ihre Kultur gerade ins Gegenteil umsetzt. Alles ist eitel, alles ist Schwindel, alles ist Unwahrheit, Lüge, die Errungenschaften des Wissens verwandeln sich zum Fluch der Menschheit, die Bildung ist im Grunde genommen Unbildung, die Tiefen des Lebens verzerren sich zur grotesken Äußerlichkeit: die Welt der Woche ~~Überall stehen Heuchler, gewinnsüchtige Menschen, falsche Moralisten, ein wüstes Chaos~~ . . . .

Wer dieser Morgenfeier, diesem Gottesdienst des Gedankens, dieser Stunde reiner Kultur, nicht beigewohnt, hat sich selbst an seinem eigenen Geist, so er überhaupt noch einen besitzt, versündigt. Die Gläubigen aber, die erschienen, feierten Karl Kraus; ein neuer Prophet war ihnen erschienen, den sie von Angesicht zu Angesicht schauen durften und mit eigenen Ohren hören konnten. -n.

*

Pfälzische Post:

Der Besuch war eine Blamage für Mannheim, für dasselbe Mannheim, das auf die Ankündigung des persönlichen Auftretens Frank Wedekinds hereinfiel und bei der Aufführung des »Erdgeist« das Theater bis auf den letzten Platz füllte, weil es eine Sensation erwartete. Goethe kannte das Publikum und nannte es halb kalt und halb roh. Es wußte auch mit Karl Kraus nichts anzufangen . . . . Darüber kann auch der verhältnismäßig riesige Beifall nicht hinwegtäuschen, den der Vortragende namentlich am Ende seiner Vorlesung erhielt . . . .

Man konnte den Blick kaum wegwenden von diesem bleichen Gesicht mit den klugen Zügen. Und tat man es dennoch, so faszinierte der eindringliche Ton seiner harten Stimme, die bald monoton, bald krächzend, bald melodisch das Ohr gefangen nahm und das Hirn zum Mitdenken zwang und einem beinahe Grauen einflößte . . . . Sein zuckender Mund, die bewegliche Miene und die sprechende Geste bewies nur zu deutlich, daß sein Streben nach Veredlung der Menschen die Triebfeder seiner Kritik an den öffentlichen Zuständen ist, dem er die stärksten Worte und die anschaulichsten Bilder leiht . . . .

*

Pfälzische Rundschau:

~~Mannheimer Hoftheater~~ Die Karl Kraus-Morgenfeier am gestrigen Vormittag war, was den kläglichen Besuch anbetrifft, eine Blamage für Mannheim, für die wenigen Teilnehmer war die Feier jedoch ein hoher geistiger Genuß . . . . Aus dem Pathos, mit dem er vorträgt, aus dem sich steigernden Stimmaufwand, mit dem er seine Anklagen hinausschleudert, lodert innere Glut, heftigster Ingrimm, überzeugtester Glauben. Eine überaus starke Persönlichkeit zweifellos, deren überragende geistige Überlegenheit sich jedem, der ihn hörte, mitteilte und die sich jedem als ein Charakter von ungewöhnlicher Qualität einprägt. -r.

*

Badische Neueste Nachrichten:

~~Karl Kraus~~ hat damit seinen Hörern nicht allein eine Stunde heiter-ernster Lebensbetrachtung geschenkt; er hat für sich selbst und sein Werk den unauslöschlich tiefen Eindruck hinterlassen, den starke, eigenartige Menschen erzeugen. H.

*

Heidelberger Neueste Nachrichten, 14. Februar:

. . . . aus der Banalität des Ereignisses löst Kraus den Anlaß, die Zeit neu zu sehen. Er legt die Welt auf den Seziertisch, und ihn ergreift die Scham, auf eine Erdkugel verschlagen worden zu sein, die vor seinen Fußtritten schon längst hätte desertieren müssen . . . . Immerhin, Karl Kraus macht, daß es dennoch eine Lust sein kann, zu leben. Sein Zorn und sein Haß schenken manchen geborstenen Glauben zurück, und das Gelächter, mit dem er uns begnadet, entspringt zwar tiefstem Leiden, aber es ist von solcher Erhabenheit, daß es befreit . . . . Hier steht unsere Zeit ihrer Kleider beraubt und Kraus hat die Stimme, die Ereignisse unter sein Kommando zu stellen . . . . Karl Kraus. Mit Dank und Verehrung ist der Name dieses Mannes zu nennen: weil er, unbeirrt und unbeirrbar, in dieser unerhellten Gegenwart eine so harte Kärrnerarbeit verrichtet. Sie ist nicht umsonst getan. Die Worte dieses Mannes sind von solcher Kühnheit, daß Sinn und Rhythmus unseres Lebens von ihnen immer wieder neuen Antrieb empfangen müssen.

Hermann Bagusche

16. Februau:

Was immer Kraus vorlesen mag, es wird im eigentlichen Wortsinn unerhört sein ~~— nach dem geistigen Gehalt, in der Sprach- und Sprechkunst~~ . . . .

~~Sein furchtbares~~ Gericht geht all denen unnachsichtlich ans Leben und ans Werk, die an der fortschreitenden Verhäßlichung des Zeitantlitzes durch Druckerschwärze hervorragend mitarbeiten . . . .

Wer innere Größe zu erleben vermag, den muß die reine Inbrunst dieses wehr- und wahrhaften Künstlers ergreifen und aufrütteln . . . . Dieser männliche Geist hat mit der deutschen Sprache Worte und Werke geschaffen, von denen viele dauern werden, solange es eine deutsche Sprache gibt. ~~In deutschen Schrifttum sind solche sprachverliebte Künstler wie Karl Kraus selten.~~ Kaum je aber hat bei uns ein Schriftsteller gelebt, der so tief in sprachliche Wonnen hineingerissen worden wäre und uns so mitgerissen hätte, wie dieser geniale Sprachschöpfer. Er, dem ein Gott zu sagen gab, woran wir lebensgefährlich leiden, ist schon Ungezählten, trotz des gegen ihn angewandten Totschweigeverfahrens, zu einem Erzieher und Befreier geworden . . . .

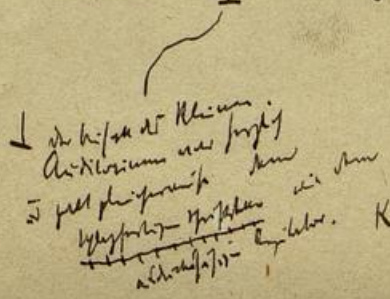
Daß er sie hellhörig machte für die ureigenen Stimmen ihres Menschentums und sie die echten Werte in Kunst und Leben erkennen lehrte, daß er ihnen ein Wegweiser zum Leben im anspruchvollsten Sinne des Wortes wurde, das danken Karl Kraus heute schon viele Männer und Frauen mit dem höchsten Danke, dem der Liebe und Verehrung.

Dr. Theodor Hinderer

Ähnlich am 18. der Vorlesungsbericht.

~~Sachlich war aber nur eine einzige Kritik, aus der unter Weglassung aller lobenden Stellen das folgende zitiert sei:~~

. , . . gehört zu jener Sorte von bequemen Zeitkritikern, die daraus ein Geschäft machen, die ganze Welt hundsmiserabel zu finden, deren Arbeit aber mit der von möglichst vielen Witzeleien durchsetzten Feststellung, daß alle irdischen Zustände erbärmlich schlecht seien, ihren endgiltigen Abschluß finden. Verbesserungsvorschläge werden unterlassen, weil Aufbauen viel schwerer ist als niederreißen .... Daß dabei staatliche und kirchliche Institutionen vor allem als Zielscheibe seiner oft billigen Witze dienen müssen, ist bei einem Kritiker vom Schlage der ‚Fackel' selbstverständlich. Besonders innig aber hat er die Presse in sein kritisches Herz geschlossen, besonders die seiner Heimatstadt . . . .



28.

Volksstimme:

. . . . Aus Alltäglichkeit, Zeitungen, einlaufenden Briefen, Straßengeschrei schöpft dieser Redner, dieser Dichter, dieser Künstler der Sprache ein gewaltiges Werk von selbstverständlichem Spott, der aber durch die Wahrheit der Tatsachen zum entsetzlichen Ernst wird. Wo wir anfänglich noch lachten, erstarrt allmählich unsere Miene zu Scham, einer Zeit anzugehören, die den Anspruch auf Kultur macht, ie aber ihre Kultur gerade ins Gegenteil umsetzt. Alles ist eitel, alles ist Schwindel, alles ist Unwahrheit, Lüge, die Errungenschaften des Wissens verwandeln sich zum Fluch der Menschheit, die Bildung ist im Grunde genommen Unbildung, die Tiefen des Lebens verzerren sich zur grotesken Äußerlichkeit: die Welt der Woche . . . .

Wer dieser Morgenfeier, diesem Gottesdienst des Gedankens, dieser Stunde reiner Kultur, nicht beigewohnt, hat sich selbst an seinem eigenen Geist, so er überhaupt noch einen besitzt, versündigt. Die Gläubigen aber, die erschienen, feierten Karl Kraus; ein neuer Prophet war ihnen erschienen, den sie von Angesicht zu Angesicht schauen durften und mit eigenen Ohren hören konnten. -n.

*

Pfälzische Post:

. . . . Der Besuch war eine Blamage für Mannheim, für dasselbe Mannheim, das auf die Ankündigung des persönlichen Auftretens Frank Wedekinds hereinfiel und bei der Aufführung des »Erdgeist« das Theater bis auf den letzten Platz füllte, weil es eine Sensation erwartete. Goethe kannte das Publikum und nannte es halb kalt und halb roh. Es wußte auch mit Karl Kraus nichts anzufangen . . . . Darüber kann auch der verhältnismäßig riesige Beifall nicht hinwegtäuschen, den der Vortragende namentlich am Ende seiner Vorlesung erhielt . . . . Man konnte den Blick kaum wegwenden von diesem bleichen Gesicht ~~mit den klugen Zügen~~ Und tat man es dennoch, so faszinierte der eindringliche Ton seiner harten Stimme, die bald monoton, bald krächzend, bald melodisch das Ohr gefangen nahm und das Hirn zum Mitdenken zwang und einem beinahe Grauen einflößte . . . . Sein zuckender Mund, die bewegliche Miene und die sprechende Geste bewies nur zu deutlich, daß sein Streben nach Veredlung der Menschen die Triebfeder seiner Kritik an den öffentlichen Zuständen ist, dem er die stärksten Worte und die anschaulichsten Bilder leiht . . . .

*

Pfälzische Rundschau:

Die Karl Kraus-Morgenfeier am gestrigen Vormittag war, was den kläglichen Besuch anbetrifft, eine Blamage für Mannheim, für die wenigen Teilnehmer war die Feier jedoch ein hoher geistiger Genuß . . . . Aus dem Pathos, mit dem er vorträgt, aus dem sich steigernden Stimmaufwand, mit dem er seine Anklagen hinausschleudert, lodert innere Glut, heftigster Ingrimm, überzeugtester Glauben. Eine überaus starke Persönlichkeit zweifellos, deren überragende geistige Überlegenheit sich jedem, der ihn hörte, mitteilte und die sich jedem als ein Charakter von ungewöhnlicher Qualität einprägt. -r.

*

Badische Neueste Nachrichten:

. . . . hat damit seinen Hörern nicht allein eine Stunde heiter-ernster Lebensbetrachtung geschenkt; er hat für sich selbst und sein Werk den unauslöschlich tiefen Eindruck hinterlassen, den starke, eigenartige Menschen erzeugen. H.

*

Heidelberger Neueste Nachrichten, 14. Februar:

. . . . aus der Banalität des Ereignisses löst Kraus den Anlaß, die Zeit neu zu sehen. Er legt die Welt auf den Seziertisch, und ihn ergreift die Scham, auf eine Erdkugel verschlagen worden zu sein, die vor seinen Fußtritten schon längst hätte desertieren müssen . . . . Immerhin, Karl Kraus macht, daß es dennoch eine Lust sein kann, zu leben. Sein Zorn und sein Haß schenken manchen geborstenen Glauben zurück, und das Gelächter, mit dem er uns begnadet, entspringt zwar tiefstem Leiden, aber es ist von solcher Erhabenheit, daß es befreit . . . . Hier steht unsere Zeit ihrer Kleider beraubt und Kraus hat die Stimme, die Ereignisse unter sein Kommando zu stellen . . . . Karl Kraus. Mit Dank und Verehrung ist der Name dieses Mannes zu nennen: weil er, unbeirrt und unbeirrbar, in dieser unerhellten Gegenwart eine so harte Kärrnerarbeit verrichtet. Sie ist nicht umsonst getan. Die Worte dieses Mannes sind von solcher Kühnheit, daß Sinn und Rhythmus unseres Lebens von ihnen immer wieder neuen Antrieb empfangen müssen.

Hermann Bagusche

16. Februau:

. . . . Was immer Kraus vorlesen mag, es wird im eigentlichen Wortsinn unerhört sein . . . . Sein furchtbares Gericht geht all denen unnachsichtlich ans Leben und ans Werk, die an der fortschreitenden Verhäßlichung des Zeitantlitzes durch Druckerschwärze hervorragend mitarbeiten . . . . Wer innere Größe zu erleben vermag, den muß die reine Inbrunst dieses wehr- und wahrhaften Künstlers ergreifen und aufrütteln . . . . Dieser männliche Geist hat mit der deutschen Sprache Worte und Werke geschaffen, von denen viele dauern werden, solange es eine deutsche Sprache gibt. Kaum je aber hat bei uns ein Schriftsteller gelebt, der so tief in sprachliche Wonnen hineingerissen worden wäre und uns so mitgerissen hätte, wie dieser geniale Sprachschöpfer. Er, dem ein Gott zu sagen gab, woran wir lebensgefährlich leiden, ist schon Ungezählten, trotz des gegen ihn angewandten Totschweigeverfahrens, zu einem Erzieher und Befreier geworden . . . . Daß er sie hellhörig machte für die ureigenen Stimmen ihres Menschentums und sie die echten Werte in Kunst und Leben erkennen lehrte, daß er ihnen ein Wegweiser zum Leben im anspruchvollsten Sinne des Wortes wurde, das danken Karl Kraus heute schon viele Männer und Frauen mit dem höchsten Danke, dem der Liebe und Verehrung.

Dr. Theodor Hinderer

Ähnlich am 18. der Vorlesungsbericht.

Neues Mannheimer Volksblatt:

. , . . gehört zu jener Sorte von bequemen Zeitkritikern, die daraus ein Geschäft machen, die ganze Welt hundsmiserabel zu finden, deren Arbeit aber mit der von möglichst vielen Witzeleien durchsetzten Feststellung, daß alle irdischen Zustände erbärmlich schlecht seien, ihren endgiltigen Abschluß finden. Verbesserungsvorschläge werden unterlassen, weil Aufbauen viel schwerer ist als niederreißen.... Daß dabei staatliche und kirchliche Institutionen vor allem als Zielscheibe seiner oft billigen Witze dienen müssen, ist bei einem Kritiker vom Schlage der ‚Fackel' selbstverständlich. Besonders innig aber hat er die Presse in sein kritisches Herz geschlossen, besonders die seiner Heimatstadt . . . . Der Beifall des kleinen Auditoriums war herzlich und galt gleicherweise dem schlagfertigen Schriftsteller wie dem ausdrucksfähigen Rezitator.

K. Hi

H Rez

Ganz so andere in Heidelberg.

Die Neue Züricher Zeitung brachte am 15. Februar einen ~~Vorartikel. In der Kritik (17.)~~ hieß es:

[illegible] und kaum ein Stück ging ohne Beifall vorüber, der sich stellenweise sogar zu ungewöhnlicher Stärke verdichtete. Humoristisches, besser Satirisches — ja, gewiß, das haben auch Andere schon vom Podium aus vorgetragen; aber was hatte das alles zu tun mit dieser Satire, die Dolche und Damaszenerklingen lacht, und die zu Anklagereden eines Weltrichters emporschwillt. Man denke nur an die ungeheure, hinreißende Steigerung in dem Stück »Die Schuldigkeit«, wo der Mühlstein gewissermaßen beschworen wird, daß er seine Schuldigkeit tue.

Furchtbar strafte das Stück »Wahrung berechtigter Interessen«. Zu einem unerhörten, wutbebenden j'accuse gegen die Justiz wird das unter der Feder und aus dem Munde von Karl Kraus. Als wollte er die ganze weiße Kulturmenschheit zerfleischen, so schrillt's und faucht's und tobt's, wenn Kraus von der Behandlnng der Neger in Wien erzählt.

Geradezu harmlos, fast freundlich scherzhaft nimmt sich neben solchen Plaidoyers für die Mißhandelten und Mißachteten eine Attake gegen Maximilian Harden, den Schriftsteller mit der »Desperanto«-Sprache aus, oder Der Traum ein Wiener Leben«, in dem die dichterische Phantasiekraft des Wieners vielleicht am stärksten und einleuchtendsten zum Bewußtsein kam.

Das Schema der Polemica ist vielfach das, daß Kraus erst ganz sachlich Zeitungsmeldungen oder auch Inserate zusammenstellt; schon wie er dies tut, und wie er sie liest, wirkt wie Florettstiche. Dann kommt der Kommentar, erst auf den Ton des Verhöhnens, des Ironisierens gestimmt, dann immer mehr aus dem Einzelfall auf das Allgemeine ausgreifend, bis dann schließlich das Schaffot fertig ist, auf dem die oder jene Institution, der oder jener Moralsatz, die oder jene Geistes- und Seelenverfassung mit dem Pathos des in seinen tfefsten Tiefen verletzten Rechts- und Wahrheitsgefühls hingerichtet wird — ein literarisches Scharfrichtermetier, das Grauen weckt . . .

Karl Kraus stellt alle schauspielerischen Künste in den Dienst seines Vortrags. Ein Wiener Bühnenkünstler erzählte mir vor einiger Zeit, die Schauspieler besuchten die Vortragsabende von Kraus in Wien aus eigenlichem Fachinteresse. Dieser lesende Publizist kann wirklich einen Schauspieler lehren. Die Sprechtechnik ist glänzend; alle Nuancen stehen ihr zu Gebot; Kraus spielt auf ihr mit freier, durch genauestes Studium erworbener Kunst. Diese Kunst ist sicherlich bewundernswert, gerade wie die Beredsamkeit des spärlich angebrachten, aber bis ins letzte genau auf die Wirkung berechneten Akkompagnements der Hände, wie die Haltung des Körpers, die Stellung des Kopfes, die Bewegungen, die über das Gesicht laufen. Aber, offen gestanden: diese ganze Kunst empfand ich doch nur als eine Kunst der Inszenierung; und diese Inszenierung könnte ich mir weit einfacher, innerlicher, diskreter vorstellen, und ich glaube nicht, daß dadurch Wesentliches vom Inhalt des Gelesenen verloren ginge. Im Gegenteil: das innere, seelische Erlebnis, aus dem heraus diese Polemiken und Injektiven und Anklagen geboren und künstlerisch geformt sind, würde wohl ein noch stärkeres Echo beim Hören finden.

Dazu ist zu sagen, daß von einem Besuch der Vortragsabende durch die Wiener Bühnenkünstler hierorts nichts bekannt ist, daß ein solcher ihnen allerdings nichts schaden könnte, daß sie ihn aber unterlassen, weil er ihnen schaden könnte. Ferner ist zu sagen, daß die Kunst des Vortragenden keineswegs durch genauestes Studium erworben ist. Der Vortragende hat nie irgendetwas studiert. Weder ~~auf der Universität~~ — man lasse sich durch die Inskription nicht täuschen — noch bei Strakosch. Er hat nie irgendwelche Vorbereitungen für die Vorträge oder für einen Vortrag getroffen, nie eine Sache, die er vorlesen wollte, zuhause durchgeprobt ~~oder auch nur laut durchgelesen~~. Er hat nie »Stimmübungen« gemacht. Er wollte sich lieber umbringen, ehe er dem Kehlkopf zu irgendetwas zuredete, was dem Kopf ohnedies gelungen ist. Er hat das Akkompagnement der Hände hie

die Wirkung berechnet. Nie weiß seine Rechte vorher, was die Linke tun wird, und er weiß es von keiner. Er weiß nur nachträglich immer, daß er jedesmal anders liest. Was er aber nicht weiß und worüber er staunt, das ist die Möglichkeit, daß in einem und demselben Hörer zugleich der Eindruck von einem Weltgericht und von einer Bespelung entstehen kann.

29

Ganz so andere in Heidelberg.

Die ‚Neue Züricher Zeitung' brachte am 15. Februar ein Vorwort und am 17. einen Artikel, in dem es hieß:

— — — und kaum ein Stück ging ohne Beifall vorüber, der sich stellenweise sogar zu ungewöhnlicher Stärke verdichtete. — — — Humoristisches, besser Satirisches — ja, gewiß, das haben auch Andere schon vom Podium aus vorgetragen; aber was hatte das alles zu tun mit dieser Satire, die Dolche und Damaszenerklingen lacht, und die zu Anklagereden eines Weltrichters emporschwillt. Man denke nur an die ungeheure, hinreißende Steigerung in dem Stück »Die Schuldigkeit«, wo der Mühlstein gewissermaßen beschworen wird, daß er seine Schuldigkeit tue. — — — Furchtbar strafte das Stück »Wahrung berechtigter Interessen«. — — Zu einem unerhörten, wutbebenden j'accuse gegen die Justiz wird das unter der Feder und aus dem Munde von Karl Kraus. — — Als wollte er die ganze weiße Kulturmenschheit zerfleischen, so schrillt's und faucht's und tobt's, wenn Kraus von der Behandlung der Neger in Wien erzählt. Geradezu harmlos, fast freundlich-scherzhaft nimmt sich neben solchen Plaidoyers für die Mißhandelten und Mißachteten eine Attake gegen Maximilian Harden, den Schriftsteller mit der »Desperanto«-Sprache aus, oder »Der Traum ein Wiener Leben«, in dem die dichterische Phantasiekraft des Wieners vielleicht am stärksten und einleuchtendsten zum Bewußtsein kam. Das Schema der Polemica ist vielfach das, daß Kraus erst ganz sachlich Zeitungsmeldungen oder auch Inserate zusammenstellt; schon wie er dies tut, und wie er sie liest, wirkt wie Florettstiche. Dann kommt der Kommentar, erst auf den Ton des Verhöhnens, des Ironisierens gestimmt, dann immer mehr aus dem Einzelfall auf das Allgemeine ausgreifend, bis dann schließlich das Schaffot fertig ist, auf dem die oder jene Institution, der oder jener Moralsatz, die oder jene Geistes- und Seelenverfassung mit dem Pathos des in seinen tiefsten Tiefen verletzten Rechts- und Wahrheitsgefühls hingerichtet wird — ein literarisches Scharfrichtermetier, das Grauen weckt . . .

Karl Kraus stellt alle schauspielerischen Künste in den Dienst seines Vortrags. Ein Wiener Bühnenkünstler erzählte mir vor einiger Zeit, die Schauspieler besuchten die Vortragsabende von Kraus in Wien aus eigentlichem Fachinteresse. Dieser lesende Publizist kann wirklich einen Schauspieler lehren. Die Sprechtechnik ist glänzend; alle Nuancen stehen ihr zu Gebot; Kraus spielt auf ihr mit freier, durch genauestes Studium erworbener Kunst. Diese Kunst ist sicherlich bewundernswert, gerade wie die Beredsamkeit des spärlich angebrachten, aber bis ins letzte genau auf die Wirkung berechneten Akkompagnements der Hände, wie die Haltung des Körpers, die Stellung des Kopfes, die Bewegungen, die über das Gesicht laufen. Aber, offen gestanden: diese ganze Kunst empfand ich doch nur als eine Kunst der Inszenierung; und diese Inszenierung könnte ich mir weit einfacher, innerlicher, diskreter vorstellen, und ich glaube nicht, daß dadurch Wesentliches vom Inhalt des Gelesenen verloren ginge. Im Gegenteil: das innere, seelische Erlebnis, aus dem heraus diese Polemiken und Injektiven und Anklagen geboren und künstlerisch geformt sind, würde wohl ein noch stärkeres Echo beim Hören finden.

Dazu ist zu sagen, daß von einem Besuch der Vortragsabende durch die Wiener Bühnenkünstler hierorts nichts bekannt ist; daß ein solcher ihnen allerdings nichts schaden könnte, daß sie ihn aber unterlassen, weil er ihnen schaden könnte. Ferner ist zu sagen, daß die Kunst des Vortragenden keineswegs durch genauestes Studium erworben ist. Der Vortragende hat nie irgendetwas studiert. Weder auf der Universität — man lasse sich durch die Inskription nicht täuschen — noch bei Strakosch. Er hat nie irgendwelche Vorbereitungen für die Vorträge oder für einen Vortrag getroffen, nie eine Sache, die er vorlesen wollte, zuhause durchgeprobt. Er hat nie »Stimmübungen« gemacht. Er wollte sich lieber umbringen, ehe er dem Kehlkopf zu irgendetwas zuredete, was dem Kopf ohnedies gelungen ist. Diesen hat er nur in eine Stellung gerückt. Nie hat er das Akkompagnement der Hände auf die Wirkung berechnet. Nie weiß seine rechte vorher, was die linke tun wird, und er selbst weiß es von keiner. Er weiß nur nachträglich immer, daß er jedesmal anders liest. Was er aber nicht weiß und worüber er staunt, das ist die Möglichkeit, daß in einem und demselben Hörer zugleich der Eindruck von einem Weltgericht und von einer Inszenierung entstehen kann.

Chronique Zurichoise:

La septième soirée du Cercle littéraire de Hottingen a été une déception pour beaucoup de gens. M. Karl Kraus, l'humoriste viennois qui rédige seul une petite feuille satirique, Le Flambeau, a lu quelques pages de ses œuvres. On a sans doute beaucoup ri et fort applaudi M. Karl Kraus, car il est un diseur émérite qui mime positivement chaque trait de ses propos. Mais ce qui a frappé c'est la pauvreté du fond. Ces articles sont amusants à lire en prenant son café et en fumant un cigare: alors on peut se divertir des coq-à-l'âne et excentricités qui les émaillent. Mais entendre cela pendant deux heures a été au-dessus de la patience de bien de ses auditeurs zurichois. Dire qu'en Allemagne il y a des gens qui comparent Kraus à Swift ou à Thackeray!

A. G.

30

Chronique Zurichoise

La septième soirée du Cercle littéraire de Hottingen a été une déception pour beaucoup de gens. M. Karl Kraus, l'humoriste viennois qui rédige seul une petite feuille satirique, Le Flambeau, a lu quelques pages de ses œuvres. On a sans doute beaucoup ri et fort applaudi M. Karl Kraus, car il est un diseur émérite qui mime positivement chaque trait de ses propos. Mais ce qui a frappé c'est la pauvreté du fond. Ces articles sont amusants à lire en prenant son café et en fumant un cigare: alors on peut se divertir des coq-à-l'âne et excentricités qui les émaillent. Mais entendre cela pendant deux heures a été au-dessus de la patience de bien de ses auditeurs zurichois. Dire qu'en Allemagne il y a des gens qui comparent Kraus à Swift ou à Thackeray!

A. G.

× × ×

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen ~~sonst~~ bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es heute gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas ›Kosmisches‹ nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie nicht daran ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyrischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig ›neue Ausdrucksformen‹ nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, ein Gedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, dieser scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: ›Der Stimmen des Meeres, der Worte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb‹, und es gilt Herrn Schickele, und wenn ~~mir~~ versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Feld kleidet, so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen lassen, bald in die Stampfe kommt.

* * *

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung oder Verzückung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte und dürfte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es ~~heute~~ gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas »Kosmisches« nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie es nicht vorziehen, daran zu ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyristischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig »neue Ausdrucksformen« nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, ein Gedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist gehupft wie gesprungen, geurteilt wie gesucht. Es ist alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, ~~dieser~~ scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es doch irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: »Der Stimmen des Meeres, der Werte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb«, und es gilt Herrn Schickele, und wenn versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Feld ~~kleidet~~ so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen ~~lassen~~ bald in die Stampfe kommt.

V ~~und~~ Es sind lauter Lyrikaster,
die sich jeweils erst
für das Genre entscheiden,
~~[illegible]~~
~~[illegible]~~ während ob sie lieben oder
hassen ~~[illegible]~~ sollen, nicht
einmal sie selbst
entscheiden, sondern die
Persönlichkeit, die es
angeht.

31.

* * *

Ich bitte zu glauben, daß ich fast alles, was über mich geschrieben wird, so lese, wie wenn die Landkarte größer wäre als die Welt. Ich hebe es nur auf, weil diese sonderbare Kartographie, die heutige Landplage des Geistes, in meinem Fall zwar besonders üblich, besonders charakteristisch ist, aber in keiner Sammlung außer in der meinigen bewahrt wird. Mir ist es nicht um das was erscheint, sondern um die Erscheinung zu tun, und ich wollte, es erschiene nichts, um mir die Feststellung zu ersparen. Aber es ist wichtig, jeweils den Stand der Meinung oder Verzückung zu notifizieren, zumal da solche Äußerungen weniger mich, ihren Urheber, als ihre zufälligen Träger bezeichnen, das ist: die ganz eigentümliche feminine Eignung des in den modernen Journalismus eingespannten Gemüts, das plötzlich vor mir und für mich Anschauungen bekennt, denen es nie im Leben standhalten könnte und dürfte. Mir wird es zum Ekel, wie hier die neuen Worte auf der Oberfläche fremder Gedanken schwimmen und wenn ich sehe, wie schließlich annähernd die gleiche Begeisterungsmünze jene für einander selbst in Umlauf setzen. Jeder Verlagsprospekt, der Kritiken oder Waschzettel enthält, macht jetzt den Anspruch, als ob der Kosmos sich erst in der heutigen Literatur wiedererkennen dürfe, denn einen solchen Pofel kann es gar nicht geben, daß ihm nicht mindestens etwas ›Kosmisches‹ nachgesagt würde. Ich kann beiweitem nicht so gut schreiben wie meine Kritiker, die immer, wenn sie über mich schreiben, von mir schreiben, das Kompliment mögen sie hinnehmen, wenn sie es nicht vorziehen, daran zu ersticken. Aber ich sehe, daß auch geringere Kräfte als die meinen sie in Wallung bringen können, und des lyristischen Unflats, der sich heute durch die kritischen Spalten wälzt, ist kein Ende. Was ist nur den Kaufleuten, die in Deutschland Verlagsgeschäfte betreiben, in den Sinn gekommen, daß sie ihre kritischen Rubriken anstatt an schlichte Idioten an behende Wortfänger vergeben haben? Ich halte es mit solchen, denen in Leipzig ›neue Ausdrucksformen‹ nachgerühmt werden, so, daß ich sie mir drei Schritte vom Leib halte; denn sie sind sicher identisch mit jenen, die es sagen. Ich weiß, daß jeder, der heute eine Rezension schreibt, einGedicht machen kann, und umgekehrt. Es ist gehupft wie gesprungen, geurteilt wie gefühlt. Es sind lauter Lyrikaster, die sich jeweils erst für das Genre entscheiden, während ob sie lieben oder hassen sollen, nicht einmal sie selbst entscheiden, sondern die Persönlichkeit, die es angeht. Es ist ~~aber~~ alles ins Maßlose getriebener Dreck, der sein Talent von der Zeit erhält, dieser scheinbarsten Schöpferin. Es gibt einen Peter Altenberg und es gibt eine Lasker-Schüler, Kräfte, die mit den Sonderbarkeiten, die der weibliche Zusatz bedingt, eben jenes Scheinmenschentum in der Literatur angeregt haben, das nur aus dem Minus schafft. Man stoße es rechtzeitig aus dem Kosmos in die Druckerschwärze, in der es doch irgendeinmal aus sozialer Notwendigkeit untergehen wird. Wenn ich jetzt lese: ›Der Stimmen des Meeres, der Werte unserer Welt sind mehr, seit er sein Buch schrieb‹, und es gilt Herrn Schickele, und wenn versichert wird, daß Herr Brod die Lilien auf dem Felde wachsen läßt, so kann ich nur hoffen, daß ein Planet, auf dem sich die Dinge so ansehen, bald in die Stampfe kommt.

* * *

Mit dem vorliegenden Heft wird das Quartal, das nur fünf Nummern enthält, und somit der Jahrgang abgeschlossen. Es ist das letzte Heft des fünfzehnten Jahrgangs und bis zum 31. März dem Tage, da vor fünfzehn Jahren das erste Heft der Fackel erschienen ist, wird kein weiteres erscheinen. Das nächste Quartal wird gleichfalls nur fünf Nummern umfassen, die in drei Heften erscheinen dürften. Nach der 400. Nummer wird im Erscheinen der Fackel voraussichtlich eine größere Pause eintreten, die der Korrektur der immer wieder vorzeitig angezeigten und der vorbereitung weiterer Bücher gewidmet sein wird. Bei einem ununterbrochenen Fortgang der seit Jahren immer wachsenden und intensiveren Arbeit wäre an eine Herausgabe der Bücher — das gesamte Material dürfte wohl zwölf neue Bände ergeben — überhaupt nicht mehr zu denken. Dabei wird natürlich nur die Dringlichkeit der Fertigstellung und nicht einer Verbreitung durch den Buchhandel berücksichtigt. Die Drucklegung wird ausschließlich durch die Druckerei erfolgen, in der die Fackel entsteht, was dem künftigen Verleger genehm sein muß und angenehm sein kann. Über die Wahl eines solchen, falls überhaupt einer in Betracht kommt, wird zu gelegener Zeit einiges gesagt werden.

104

Mit diesem Heft werden das Quartal und der Jahrgang abgeschlossen. Am 1. April bezw. 31. März 1899 ist das erste Heft der Fackel erschienen und das vorliegende ist somit das letzte Heft des ~~fünfzehnten~~ Jahrganges. Das nächste Quartal wird nur drei Nummern umfassen, die in zwei oder drei Heften herauskommen dürften. Nach der 400. Nummer, die den 50. Band abschließt, wird im Erscheinen der Fackel voraussichtlich eine größere Pause eintreten, die der Korrektur der immer wieder voreilig angezeigten und der ~~Zusammenstellung~~ weiterer Bücher gewidmet sein wird. Bei einem ununterbrochenen Fortgang der seit Jahren stets wachsenden und intensiveren Arbeit wäre an eine Herausgabe der Bücher — das gesamte Material dürfte wohl zwölf neue Bände ergeben — überhaupt nicht mehr zu denken.* Dabei wird natürlich nur die Dringlichkeit der Fertigstellung und nicht ~~eine~~ Verbreitung durch den Buchhandel berücksichtigt. Die Drucklegung wird ausschließlich durch die Druckerei erfolgen, in der die Fackel entsteht, was dem künftigen Verleger genehm sein muß und angenehm sein kann. Über die Wahl eines solchen, falls überhaupt einer in Betracht kommt, wird zu gelegener Zeit einiges gesagt werden.